Hom. 2073 t

Hom. 2073 t

Christlich-patriotische Reden

zur

Bekämpfung des bösen

und

Stärkung des guten Zeitgeistes.

Von

Jakob Rudolph Khünl,

erstem Domprediger

an der Metropolitankirche zu St. Stephan

in Wien.

Khün
Christl.-p.
Reden

Wien 1815.

Bey Rudolph Gräffer et Comp.

Ta 1163/159 40
B.S.
Bayerische Staatsbibliothek

Seiner hochfürstlichen Gnaden

dem

Hochwürdigsten Hochgebornen

Fürsten und Herrn, Herrn

Sigismund Anton

aus den

Grafen von Hohenwart

in

Gerlachstein,

Erzbischofe in Wien, des österr. Reichs Fürsten, des kaiserlichen Leopolds-Orden Großkreuze, und Prälaten, Magnaten in Ungarn 2c.

Gnädigster Herr!

Als Unterzeichneter das Glück hatte, von Ihro Hochfürstlichen Gnaden zu der Stelle, die er itzt bekleidet, gewählt zu werden, gelobte er sich, alle Kräfte anzustrengen, um diese Wahl zu rechtfertigen. Ob und in wie fern es ihm gelungen sey, wird am gnädigsten der erlauchte Fürst und Erzbischof beurtheilen, der es erlaubt, Höchstdemselben diese kleine

Sammlung von Reden über jene Tugenden, die in Verbindung mit dessen übrigen erhabenen Vorzügen Ihm die allgemeine Verehrung erworben haben, ehrfurchtsvoll zu widmen.

Euer Hochfürstlichen Gnaden

Wien den 24. Juny 1815.

unterthänig Gehorsamster
Jakob Rudolph Khünl.

Vorrede.

Daß diese Reden etwas später erscheinen, als sie der Ankündigung nach erscheinen sollten, kann eher für, als gegen selbe sprechen. Denn die Verspätung rührt bloß von dem schnellen Absatz der ersten dieser Reden her, welche in einem Monathe drey Auflagen bekam, so daß der Druck der ganzen Sammlung unterbrochen werden mußte. Ich fühle ganz das Glück, die in der ersten Rede dieser Sammlung ausgesprochenen Grundsätze und Gesinnungen

von einigen Tausenden meiner Mitbürger gebilligt zu sehen! Möchten auch die übrigen Reden sich eines gleichen Beyfalls erfreuen! Sie sind alle wirklich an den bestimmten Tagen, in den bestimmten Jahren gehalten worden, die der Titel einer jeden angibt. Weniges wurde daran geändert, vielmehr bloß weggelassen, was allzu individuell auf den nächsten Raum, auf die nächste Gegenwart gerichtet war.

Wenn ich nicht irre, so sind diese Reden mein Werk, bis auf eine einzige Stelle, in der ich wohlwissend einen großen deutschen Schriftsteller benützt habe. Da übrigens die in dieser Sammlung abgehandelten Gegenstände, zumahl bey dem Vortrag an gemischte Zuhörer, ihre unläugbaren Schwierigkeiten haben, dennoch aber, wie ich glaube, in unseren Tagen nicht mit Stillschweigen übergangen wer-

den sollen, so schmeichle ich mir um so mehr, daß dieses Werkchen, besonders von meinen Herrn Amtsbrüdern, weder ohne Theilnahme werde aufgenommen, noch ohne Schonung und Liebe beurtheilet werden. Gleich nach Erscheinung dieser ersten Sammlung kommt jene bereits angekündigte zweyte unter die Presse. Diese, mit der ich eigentlich meine practisch-theologische Schriftstellerbahn eröffnen und das Urtheil des Publicums erforschen wollte, enthält Predigten über die Würde Jesu Christi und seiner Kirche. Sprache und Darstellung der zweyten Sammlung scheinen mir von jenen der ersten verschieden, daher ich die Herren Rezensenten bitte, mit der öffentlichen Beurtheilung bis zur Erscheinung des zweyten Werkchens

einzuhalten, damit ihre Beurtheilung durch eine Vergleichung beyder noch lehrreicher seyn könne

Wien den 27. Juny 1815.

Dem Verfasser.

Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn?

Predigt

gehalten

in der Pfarrkirche

zu

Maria Hülf,

bey Gelegenheit der, zur Erflehung des Seegens für unsere Waffen am 19. April 1815 feyerlich dahin angestellten Prozession.

Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn? Röm. VIII. 31.

Eingang.

Kaum ist ein Jahr verflossen, seit die Waffen ruhen, erst spärlich haben wir die Segnungen des Friedens erfahren; noch sind des Kriegers Wunden nicht ganz geheilt, nur dünnes Gras bedeckt die Gräber derjenigen, die uns den Sieg mit ihrem Tod erkämpften: und schon ist die Fackel des Krieges aufs Neue entzündet, das Schwert kaum in die Scheide verwahrt, ist wieder entblößt!

So klagen wir Alle, und mancher setzt vielleicht hinzu: So sind wir denn wieder, wo wir waren; unsere Lage ist die alte, und das Blut unsrer Landsleute ist vergebens geflossen! Durch solch einen Beysatz wird aber unsere Klage ungerecht: nein, wir sind nicht, wo wir waren, unsere Lage ist nicht die

alte, nicht umsonst floß unserer Brüder Blut. Beym Ausbruch des letzten Krieges war der große Völkerverein, der sich dem Feind entgegenstellte, erst im Werden: jetzt ist er ausgebildet, vollendet, befestigt. Damahls hatte der Feind auf deutschem Boden noch feste Plätze und Heere: nun ist er in das Herz seines, eigentlich nicht mehr seines Landes zusammengedrängt. Damahls kannten wir unsre Feinde noch nicht ganz, und konnten von ihnen getäuscht werden: nun haben sie sich selbst ganz entlarvt, und sie täuschen uns nicht mehr. Damahls kämpften wir gegen die unersättliche Eroberungssucht eines im Uebrigen von uns anerkannten Kaisers: jetzt kämpfen wir gegen die Treulosigkeit einer verschworenen Bande. Damahls kämpften wir vielleicht um die Erde: jetzt ganz gewiß um den Himmel, und in diesem heiligen Kampfe ziemt es uns mehr als je mit Zuversicht die Worte des Apostels auszusprechen: Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn? Ja! Gott ist für uns, denn wir sind für ihn. 1. Wir sind für ihn denn wir kämpfen für die anbethungswürdigste seiner Eigenschaften, — für seine Heiligkeit. 2. Wir sind für ihn, denn wir werden mit einer seiner würdigen ganz lauteren und heiligen Gesinnung den Kampf

vollenden. Gelingt es mir, Euch von diesen zwey Sätzen zu überzeugen: so wird es mir auch gelingen, Euch mit Vertrauen und Zuversicht, das ist: mit eben jenen Empfindungen zu erfüllen, welche dem heutigen Tage der Andacht und des Gebethes geziemen.

Segne mein Wort, ewiger, heiliger Gott! Christen, Landsleute, Mitbürger! schenkt mir Eure Aufmerksamkeit!

I.

Mit Bewunderung denken wir die göttliche Allmacht, welche die Welt aus dem Nichts in das Daseyn rief, und sie seit Jahrtausenden beym Daseyn erhält. Mit Bewunderung denken wir die göttliche Allwissenheit und Allgegenwart, die Alles durchdringt, Alles enthüllt, so daß er, der Unsichtbare, Alles sieht, Alles gewahr wird und überall wirket, überall ordnet, Mit Bewunderung denken wir die Ewigkeit Gottes, — die Ewigkeit, jene unendliche Zeit ohne Anfang und Ende, so daß vor Gott tausend Jahre wie Ein Tag sind.

Diese Bewunderung wird aber zuletzt in ein dumpfes Staunen, in Furcht, Angst, in das kleinmüthigste Gefühl unserer Ohnmacht, unseres Nichts übergehen: wenn wir versäumen, an die anbethungswürdigste aller göttlichen Eigenschaften, an seine Heiligkeit zu denken. Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerschaaren; alle Welt ist seiner Herrlichkeit voll. So rufen die höheren Geister vor Gottes Thron, und durch diesen Ruf verkündigen sie, daß Gott, der ganz reine und vollkommene Geist, das Gute ohne Ausnahme liebt, das Böse ohne Ausnahme verabscheut, daß er eben so wenig betrügt, als er betrogen werden kann, daß er in Erfüllung seiner Verheißungen getreu, daß er in Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen gerecht, daß er gegen alle seine Geschöpfe höchst gütig, und selbst gegen den Sünder, damit er sich bessere, langmüthig ist. Diese Vollkommenheiten Gottes, die wir mit einem Worte Heiligkeit nennen, erfüllen des Christen Herz nicht nur mit Bewunderung und Staunen, sondern auch mit Liebe, mit Vertrauen, mit Dankbarkeit und mit dem heiligen Triebe, selbst jener göttlichen Heiligkeit nachzustreben.

Ja, Gottes Heiligkeit ist das Höchste in unserem Glauben, und die Nachahmung derselben das Höchste in unserer Tugend. Freylich bleibt diese Nachahmung bey uns immer unvollkommen, nur Stückwerk und mattes Nachbild. Wo ist ein Mensch, der sich durch alle Tugenden auszeichnet, der alles Böse überwindet, der von allen Tugenden auch nur einen gleich klaren und lebhaften Begriff hat? Wir wissen, daß nicht nur einzelne Menschen, sondern auch ganze Völker einen einseitigen Charakter haben, einige Tugenden mit Eifer üben, andere kaum dem Nahmen nach zu kennen scheinen. Aber Eine Tugend gibt es, und Eine Pflicht, welche seit Jahrtausenden von allen christlichen, ja selbst von unchristlichen Völkern für heilig und unverletzlich erklärt wurden, und diese sind: die Treue in Haltung der Verträge, die Wahrheit des Eidschwures. Daher denn der Apostel Paulus von dem Eide nicht als von einem dem Christenthume ganz eigenem Heiligthume, sondern als von dem letzten Zufluchtsort der gesammten Menschheit spricht. Also lauten die Worte der Schrift: Die Menschen schwören bey einem Höheren, und der Eid dient bey ihnen zur Beylegung alles Streites und zur Bestätti-

gung. Auf was sollten auch noch die Menschen bauen, wenn Verträge und Eide nicht mehr gelten? Bey jeder anderen Sünde bleibt die Möglichkeit, daß der Sünder nach einem irrigen Gewissen, aus Unwissenheit gefehlt habe; wer aber einen frey errichteten Vertrag, wer einen frey beschworenen Eid bricht, der weiß allzeit genau was er gethan hat und was er thut. Er weiß, was er versprach; er weiß, wen er zum Zeugen anrief. Er fehlt, weil er fehlen will, weil er allem menschlichen Vertrauen, dem Urtheile der Welt, der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, Trotz bieten will.

Es wird nicht nöthig seyn, durch die Erzählung einer uns allen bekannten Geschichte zu zeigen, daß erst kürzlich in Frankreich solch ein unverzeihlicher Frevel begangen worden ist. Fragen aber muß ich: Was soll aus der Welt, was soll aus der Religion, aus dem Vertrauen, aus der Wahrheit, aus dem Recht, was soll aus unserem Glauben an Gottes Heiligkeit werden, wenn jene Verbrecher siegen, wenn ihr Frevel gelingt? Wird je das Schwert in die Scheide kehren, wird je ein Friede der Welt Erhohlung gönnen, wenn Verträge so leicht wie Spreu hinwegzublasen sind? Werden die Thronen und Re-

gierungen noch unter Menschen ehrwürdig seyn, wenn sie sich auf Meineide gründen dürfen? Werden wir, gestützt auf die heilige Schrift, die Fürsten und Obrigkeiten noch Stellvertreter Gottes nennen, wenn eine Regierung aus der Hölle den Grundstein ihres Thrones borgen und sich durch Künste der Hölle darauf behaupten darf? Wird noch ein ehrlicher Mann einen Eid schwören, und ein minder ehrlicher ihn halten wollen, wenn der Meineid zur Ehre, zur Macht, zum Reichthum, zur Majestät, zum Throne, zu allem dem führt, was am meisten auf Erden glänzt und blendet? Wird der Hauptartikel unseres christlichen Glaubens, Gottes Heiligkeit, noch in den Herzen der Menschen lebendig geglaubt und gefühlt werden, wenn man ungestraft reden, schwören und handeln darf, als wäre kein heiliger Gott, als herrschten im Kreise der Schöpfung mit allem Fug und Recht nur List und Gewalt? So wie der rechtmäßige durch Huldigung und Eid anerkannte König vor den frechen Meineidigen fliehen, und seinen Thron verlassen mußte, eben so würde in der Meinung der Menschen Gott gleichsam seinen Thron zu verlassen, und ihn dem Satan einzuräumen scheinen, wenn jenes schreyende Beyspiel der Gotteslästerung und

Treulosigkeit seinen beabsichteten Zweck, Herrschaft und Würde, erreichen sollte. Zwar wäre dieß nur Schein, aber ein äußerst gefährlicher, verderblicher Schein.

Dieß können wir, dieß kann die ganze Welt, die noch an Gott und Tugend glaubt, nicht zugeben. Ein solcher Sieg der Sünde und der Lüge darf nicht bestättigt werden. Wir sind keine Manichäer, welche zwey höchste Wesen, ein gutes und ein böses, glaubten, und beyden Weihrauch streuten. Wir glauben an Einen, und an einen heiligen Gott, und dieser unser Glaube fordert, daß wir kein Reich des Teufels auf der Erde dulden. Erhebt sich nicht schon ein christlicher Staat um den andern, um jene barbarischen Raubstädte der Afrikanischen Küste zu zwingen, daß sie aufhören, Feinde des ganzen Menschengeschlechtes zu seyn, daß sie Verträge machen und halten? Und wir sollten zugeben, daß in Europa selbst, daß in dem Lande, dessen Könige seit Jahrhunderten die allerchristlichsten heißen, daß in Frankreich, in unsrer Nachbarschaft, sich ein Raubstaat errichte, der keine Verträge anerkennen, keine Eide ehren will? Damit sich diese Pest der Ehrlosigkeit durch ganz Europa verbreite, damit wir wieder in die Zei-

ten der Barbarey und des Faustrechtes zurücksinken, damit auf Erden nichts gelte, als Arglist, Verrath und Mord?

O heiliger Gott, der du die Menschen väterlich regierest, der du Europa zum Sitz menschlicher Weisheit, Kunst, Wissenschaft, Bildung, Tugend und Menschlichkeit, und zuförderst zum Mittelpunkt der christlichen Religion erkohren hast! Das kann dein Wille nicht seyn, daß die Religion des Kreutzes, daß dein heiliges Evangelium so höhnisch mit Füssen getretten werde, daß die Frucht so vieler edlen Anstrengungen, daß alle Anstalten zur Vervollkommnung deines höchsten Geschöpfes auf Erden, des Menschen, zu Grunde gehe, daß alle Gesetze der Ehre, der Tugend und Redlichkeit ganz umgekehrt werden, und daß das Schlechte in Zukunft für recht, und das Rechte für schlecht gelte! Dein göttlicher Sohn lehrte uns: Wenn ihr saget: Ja, so soll es ja seyn, wenn ihr saget: Nein, so soll es nein seyn. Für diese Lehre kämpfen wir, sie kömmt von dir, wir kämpfen demnach für dich, du bist für uns weil wir für dich sind, und ist Gott für uns, wer will wider uns seyn.

Weh mir, weh euch, wenn uns diese Gründe nicht überzeugten. Schon haben die Verbündeten in dem Aufruf an ihre Völker diese Ueberzeugung ausgesprochen. Sie ist die Ueberzeugung aller Wohlgesinnten.

Zu diesen wollen auch wir gehören, und um zu ihnen ganz zu gehören, müssen wir nicht bloß die Ueberzeugung hegen, daß Gott für uns und wir für ihn sind, weil wir für seine Heiligkeit kämpfen, sondern auch die Ueberzeugung, daß Gott für uns und wir für ihm sind, weil wir mit einer seiner würdigen ganz lauteren und heiligen Gesinnung unseren Kampf vollenden wollen. Dieß ist der zweyte Punkt unserer Betrachtung.

II.

Es ist eine gemeine Erfahrung, daß wir Menschen das Gute oft nur halb erkennen, noch öfter nur halb wollen, am öftesten nur halb vollbringen. Ein großes Unglück wäre es, wenn diese Erfahrung durch den Kampf, den wir itzt antreten, bestättigt würde. Wir hassen des Feindes ehrlose Gesinnungen, und mit Recht: wir wollen solche Grundsätze bey Feuer und

Schwert vertilgen, und mit Recht! Wollen wir aber, daß Gott unser Beginnen segne, so muß unser Haß gegen die Verbrechen des Feindes vollkommen aufrichtig und folgerecht seyn. Ich meine: Wir müssen die gerügten Frevel nicht bloß an dem Feinde, sondern auch an uns selbst hassen.

Die Hand auf das Herz! Ganz Europa ist mehr oder weniger von den Grundsätzen angesteckt, deren neuester scheußlichster Ausbruch in Frankreich uns so eben entrüstet. — Zu euch, Diener des Staates, Bürger, Unterthanen, Privatleute, will ich reden. Euch frage ich: Waret ihr nie in Versuchung, beyläufig so zu handeln, wie jene verbrecherische Bande? Habet ihr nie in der Stille zu euch gesagt: Die Liebe fängt doch bey sich selbst an! Ich will sehen, meinen Vortheil recht kalt und nüchtern auszurechnen. Kann ich ihn auf redlichem und ehrlichem Weg erlangen: wohlan; wenn nicht: helfe, was helfen kann, List, wo List — Gewalt, wo Gewalt zum Ziele führt.

Habet ihr je so geredet und gehandelt, und wollet ihr nun Gott bitten, daß er den Frevel der Feinde bestrafe, o so reiniget erst euer Herz von demselben Frevel, von derselben Denkungsart! Werdet zuerst selbst

redlich, wahrhaftig, getreu und gerecht, — und dann betet, daß der Herr sich aufmache, uns beystehe, daß er seine Ehre rette, daß er Wahrheit und Recht siegen lasse.

Als die Feinde Jesu verläumderisch seine Wunder verdrehten, und ihm Schuld gaben, daß er einen Teufel durch den andern austreibe: hatten sie doch so viel Verstand, zu sagen, daß er dieß durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, thue; sie erkannten, daß, wenn Teufel mit einander kämpfen, immer derjenige, der mehr Teufel ist, siegen wird. Wollen wir mit dem Teufel unsrer Zeit, das ist, mit dem bösen Zeitgeist, der dort in Frankreich nur so eben in der größten Frechheit aufgetretten ist, sonst aber in ganz Europa spukt, siegreich kämpfen: o so sey der Gedanke fern von uns, einen Teufel durch den andern auszutreiben! Wir sind in den Künsten der Hölle viel zu schwach, um durch sie zu siegen. Wir sind, so zu sagen, die schwächeren Teufel, und Beelzebub würde uns allzeit überwältigen. Aber — so lauten die Worte der Schrift: wenn ihr einen Glauben habet nur so groß als ein Senftkorn, so werdet ihr diesem Berge da befehlen: Hebe dich dorthin, und es wird geschehen. Math. XVII, 19. Wenn ihr nur

wirklich und von Herzen wollet redlich, wahrhaftig, getreu und gerecht seyn: so werdet ihr, wo ihr immer stehet und wirket, mächtig dazu beytragen, den bösen Geist des Zeitalters zu unterdrücken, und den guten Geist zu befreyen. Sey nur keiner von uns auf seinem Platze, im Großen oder Kleinen, ein herrschsüchtiger, menschenverachtender Tyrann! Sey nur keiner von uns ein pflichtvergessener, meineidiger Diener des Staates! Verrathe nur keiner von uns seinen Herrn oder Freund mit einem Kusse oder sonst einer Schmeicheley! Lasse sich nur keiner von uns zu einem Werkzeug der Ungerrechtigkeit gebrauchen! Lobe und preise nur keiner von uns die Sünde! Halte nur jeder von uns allzeit sein gegebenes Wort! Vergöttere nur keiner von uns sein erbärmliches, eigennütziges Ich! Und Gott wird unser Gebeth erhören, er wird unsre Waffen segnen, wir werden würdig seyn, sie für ihn zu führen, er wird sie als die Schwerter seiner Gerechtigkeit gebrauchen.

Wir hassen, so setze ich nocheinmahl voraus — wir hassen die Verbrechen unsrer Feinde, und mit Recht. Wir wollen sie bey Feuer und Schwert vertilgen, und mit Recht. Möchte doch dieser unser Haß recht vollkommen, aufrichtig und folgerecht seyn! Soll dieses etwa so viel heißen, als: Lasset uns jeden

Franzosen, wo wir ihn finden, verfolgen, beleidigen, mißhandeln? Keineswegs. Dieß wäre gegen die Gerechtigkeit, gegen die christliche Liebe. Aber so viel soll es heißen: Lasset uns nie die Fremdlinge und das Fremde mehr lieben, als die Landsleute und das Einheimische! Denn leider verhalten sich seit mehr als hundert Jahren die Europäer, besonders aber die Deutschen zu den Franzosen, wie einst die Juden zu den Aegyptiern und zu den angränzenden heydnischen Völkern! Ich erkläre mich.

Die Nachkommen Jakobs hatten in Aegypten die äußerste Bedrückung, die schmählichste Sklaverey erlitten. Gott, in Erfüllung seiner Verheißungen getreu, sandte Moses, und führte durch ihn das unglückliche Volk Israel, wie die Schrift sich ausdrückt, aus dem ägyptischen Sklavenhause hinweg. Wohl jubelte das Volk, wohl sang es Lob- und Danklieder, als die schauerliche Wanderung durch das rothe Meer vollbracht, und das nacheilende Heer der Feinde mit Roß und Wagen in den Fluthen begraben war. Aber kaum hatten die Israeliten die sichere Wüste erreicht, kaum sollte Moses diesen Haufen erst kürzlich befreyter Sklaven zu einem Volke bilden, kaum wollte Moses vom Berge Gottes diesem

Volke Gesetze bringen, als der alte Sklavensinn in den Kindern Israels wieder erwachte. Was sie in Aegypten gesehen und kennen gelernt, wozu das Beyspiel der Aegyptier sie verführt, ägyptische Kost, ägyptische Schauspiele, ägyptischer Götzendienst kamen ihnen in Erinnerung; eine Sehnsucht nach dem Lande, den Sitten, den Gebräuchen, den Genüssen ihrer vormahligen Peiniger regte sich in ihren Herzen, und sie machten sich ein goldnes ägyptisches Kalb, und tanzten wie bezaubert umher, und rühmten später noch sehr — wie die Schrift erzählt — die ägyptischen Zwiebel und Fleischtöpfe.

Streng ahndete Gott diese Undankbarkeit, er ahndete sie immer. So lange die Juden ihr Gesetz, ihre Sitten, ihre Volkseigenthümlichkeit bewahrten, waren sie groß, frey und siegreich. So oft sie sich von den Götzendienst, den Sitten und Gebräuchen der angränzenden Heyden anstecken ließen, und so ihren Nationalcharakter verloren, war auch ihre Größe ihre Freyheit und ihr Glück dahin. Schaarenweise fielen sie in dem Kampfe, schaarenweise wurden sie in die Gefangenschaft geführt. Sie wurden zuletzt ganz zerstreut in die Welt, und hatten das theuerste Gut verloren, was ein Volk auf Erden verlieren

kann, — ihr Vaterland. Wahrlich ein biblisches Beyspiel, vor welchem jeder Deutsche, jeder Europäer mit Ernst verweilen darf. Denn nur zu klar spiegeln sich in den Schwächen jener alten Israeliten unsere eigenen ab.

Es haben europäische, es haben zuförderst deutsche Länder nicht minder unter dem Joche der Franzosen geseufzt, als jemahls die Israeliten unter dem Joche der Aegyptier seufzten. Sieben Plagen mußten über die Aegyptier kommen, bis sie die Beute ihres Despotismus, das arme Volk Israel, los ließen: und dreymahl so viel Schlachten waren nöthig, um den neuen Pharaonen ihre Beute, das halbe Europa, zu entreißen. O wie jubelten und frohlockten wir, o wie sangen wir Lob- und Danklieder, als der Feind über den Rhein, gleichsam über sein rothes Meer, zurückgetrieben war! Aber wir haben seit jener, so wie seit der früheren Zeit, noch immer gezeigt, daß unser deutsches Herz eine heimliche Buhlschaft mit den Feinden und Unterdrückern treibe. Wir haben gezeigt, daß, wie die befreyten Israeliten sich nach den Zwiebeln und Fleischtöpfen und den Götzendienst der Aegyptier zurück sehnten, auch wir uns heimlich oder gar öffentlich nach französischer

Küche, französischer Kleidung, französischer Sprache, französischen Umgang, französischer Art und Weise, kurz, nach allem, was französisch ist, zurücksehnen. Oder hat wohl jemand bemerkt, daß durch alle die Jahre des Unglücks, daß besonders seit dem letzten Jahre unsere thörichte Vorliebe für das Fremde auffallend nachgelassen habe? Wird nicht noch der Vorzug, französisch zu sprechen, dem Besitze wesentlicher und gründlicher Kenntnisse gleich gehalten oder vorgezogen? Gilt nicht noch bey uns eine gewisse trügliche, äußere Art mehr, als innerlicher Schrott und Korn? Gibt es nicht noch Leute, welche glauben, ihr Haus und Hof sey schlecht bestellt, wenn sie nicht wenigstens e i n e n Franzosen in ihrem Gefolge haben? Kehrt der Fall nicht noch täglich wieder, daß ein Reicher für seine Tochter ein Dutzend deutscher Erzieherinnen besieht und prüft, verwirft, wählt und wieder verwirft, und am Ende sein geliebtes Kind einer so eben angekommenen Französinn vertraut, deren entschiedenstes Verdienst es doch nur ist, — daß sie kein Wort deutsch spricht? Werden nicht noch viele tausend geborne Deutsche gleich mit der Muttermilch auf eine künstliche Art zu Fremdlingen, zu Franzosen umgestaltet? Findet man nicht noch Gesellschaf-

ten von puren Deutschen, die mit vielem Wohlgefallen ihre Muttersprache verläugnen und sich sogar über den Feind in der Sprache des Feindes unterhalten, selbst ihren Abscheu vor dem Frevel des Feindes in der Sprache des Feindes ausdrücken, und eben dadurch gewissermassen den Feind ehren und ihm schmeicheln? — Ferne sey es von mir, irgend eine Sprache, als Sprache zu verdammen. Der Staatsmann, der Gelehrte, der Künstler, der Kaufmann im Großen werden mit Nutzen die französische und andere Sprachen erlernt, — sie werden überhaupt nicht nur sprechen, sondern was die Hauptsache ist, denken gelernt, und sich gründliche Sachkenntnisse erworben haben, als wozu die Sprachen eben so viele Schlüssel sind. Aber ohne Eifer für Kunst, Wissenschaft und Kenntniß, ohne Anwendung in Geschäften, ohne irgend einen andern Zweck, als wahrscheinlich den der Eitelkeit und des Stolzes, sich über das Gemeine zu erheben, — die fremde, und immer nur diese eine fremde Sprache reden, — das, was Gott verbunden hat, trennen, — das Band, welches uns an den geringsten unserer Landsleute binden soll, zerreißen, die gemeinschaftliche Abstammung seines Volkes hartnäckig verläugnen, ist Unnatur und Un-

gerechtigkeit gegen das Vaterland. Schon finden sich in den abgelegenen Gässen der Vorstädte französische Schulen. Ihr, die ihr durch euer Beyspiel und eure Forderungen dieses veranlasset! Wollet ihr, daß sich diese Schulen auch auf das flache Land hinaus verbreiten? Wollet ihr, daß der deutsche Bauer auch französich rede, damit er in dieser Sprache den Schlüssel zu jenen verderblichen Grundsätzen erlange, deren neuester Ausbruch euch so eben erbittert und empört? Weh euch, wenn ihr dieses wollet!

O welch ein Beyspiel hast du uns auch hierin gegeben, gütiger Heiland! Du verließest deinen ewigen Thron der Herrlichkeit und kamst auf Erden, nicht bloß um ein Bürger Jerusalems, sondern um der Erlöser der ganzen Welt zu seyn! War doch damahls die griechische Sprache eben so weit verbreitet, als jetzt die französische, und du wähltest sie nicht. Du, der erste Weltbürger und zugleich der getreueste, theilnehmenste Bürger deines Landes! Deinen Landsleuten zuerst und in der Sprache deines Geburtslandes ließest du zuerst deine fröhliche Bothschaft verkündigen. Der heilige Geist, den du den Aposteln sandtest, verlieh ihnen die Gabe verschiedener Sprachen, so, daß sie jedem Volke seine Eigenthümlichkeit gönnen, und doch

das Evangelium verkündigen konnten! Undankbar war dein Volk, sie kreuzigten, sie schmähten dich; dennoch war dein letzter Angstruf: Eli, Eli, Lamma Sabakthani, das ist: Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen? in der damahligen Sprache deines, obwohl gegen dich höchst undankbaren, aber doch deines Vaterlandes!

O so ergieße denn diesen deinen Geist auch über uns! Gieb uns jene heilige, lautere Gesinnung, die dich in dem Kampfe mit dem Fürsten der Finsterniß beseelte! Laß uns das Böse, das uns am Feind empört, an uns selbst hassen! und sollten sich auch nur Splitter von jenem Balken in unserm Aug befinden, sie herausziehen! Benimm uns die verderbliche Vorliebe für das Fremde, für die Fremden, und gieb uns ein Herz voll aufrichtiger Vaterlandsliebe, voll warmer Anhänglichkeit an das Volk, zu dem wir gehören! Dann wissen wir, daß wir nicht nur für dich, für deine Heiligkeit, sondern auch mit einem heiligen und lauteren Herzen für dich kämpfen. Dann wissen wir, daß du wahrhaft für uns bist, weil wir wahrhaft für dich sind, und dann rufen wir mit Trost und Zuver-

sicht, wie der Apostel: Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn?

In diesem Glauben lassen wir denn unsere Geliebten noch einmal von uns scheiden, und scheiden selbst, wenn das Vaterland uns ruft, noch einmahl von unseren Geliebten. In diesem Glauben sehen wir denn unseren geliebten Kaiser, die Prinzen seines Hauses, und die Feldherren des letzten Feldzuges noch einmahl die Bahn der Ehre und des Sieges betretten. In diesem Glauben halten wir uns bereit zu allen Opfern, die der Krieg von uns erheischt. In diesem Glauben halten wir uns bereit zu dem, was kein Opfer für uns seyn kann, — denn wir lieben unsre Mitbürger — bereit, sage ich, die zurückgelassenen Angehörigen unsrer tapfern Streiter zu unterstützen, dem entbehrenden oder verwundeten Helden sein Loos zu versüssen, zu erleichtern; und in diesem Glauben erfüllen wir indeß ein jeder nach besten Wissen und Gewissen unsere Pflichten auf unserem Platze. Gott ist für uns, wer will wieder uns seyn? Gott ist für uns, er wird uns erhören, er wird unseren Kaiser und seine Verbündeten, er wird alle Kampfgenossen aus diesem letzten Kampfe mit Ruhm und Ehre bedeckt heim führen.

Er wird diese letzte Aufwallung des bösen Zeitgeistes ersticken, und uns endlich einen wahren, segensreichen Frieden gewähren. Gott ist für uns, wer will wider uns seyn? Gott ist für uns, er wird uns erhören, denn heilig ist unser Beginnen, heilig unsere Gesinnung, heilig unsere Bitte, und mit ihr vereinigen sich alle die guten vollendeten Geister, die da rufen vor Gottes Thron: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Herrschaaren, alle Welt ist seiner Herrlichkeit voll! Maria aber, die Königinn dieser Geister, jene große Fürsprecherinn ist eingedenk der zärtlichen Fürsorge und Fürsprache, die sie selbst einst in der tranrigsten Stunde ihres Erdenlebens erfuhr, als nähmlich ihr göttlicher Sohn sie dem geliebten Johannes mit den Worten empfahl: „Siehe hier deine Mutter!“ und den geliebten Johannes ihr mit den Worten. „Siehe hier deinen Sohn!“ Also spricht nun auch sie voll Huld und Theilnahme, indem sie auf uns deutet, zu dem ewigen Vater: „Siehe dort deine Kinder!“ und zu uns, indem sie auf Gott hinweiset: „Sehet dort im Himmel euren Vater! Er ist für euch, wer will wider uns seyn?“ Amen!

Das

Gebeth

für das

allgemeine Anliegen der Christenheit,

mit Bezug auf die Zeitumstände paraphrasirt

in einer

Predigt an den Bethtagen 1812.

Bittet, so wird man euch geben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan werden. Luc. XI. 9.

Eingang.

Von den mehreren Eigenschaften eines guten und christlichen Gebethes gibt uns das heutige Evangelium besonders zwey an, die anhaltende Ausdauer und das feste Vertrauen. Zu beyden werden wir durch die Betrachtung aufgemuntert, daß selbst unbarmherzige Menschen anhaltenden und vertrauungsvollen Bitten nicht zu widerstehen vermögen, und daß ja die Güte Gottes weit über jede menschliche Güte erhaben ist. Wir können also in so fern, als die Erhörung unseres Gebethes von der göttlichen Güte abhängt, mit aller Hoffnung, mit voller Zuversicht bethen. „Bittet," so lauten ganz entschieden und bestimmt die Worte Jesu, — „bittet, so wird man euch geben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so

wird euch aufgethan werden.“ Doch nicht nur diese ewige, sich immer gleichbleibende, himmlische Güte, auch nicht die übrigen hohen Eigenschaften des großen allgemeinen Vaters sind es allein, die uns beym Gebethe Hoffnung einflößen können. Es gibt auch in uns und in unserer Lage, in unsern äußeren und inneren Umständen besondere Gründe zu einem anhaltenden, vertrauensvollen Gebethe. Als der Heiland dort mit seinen Jüngern in dem Schifflein fuhr, und, während er schlief, sich auf ein Mahl ein grosser Sturmwind erhob, das Meer tobte und das Fahrzeug mit Wellen bedeckt war: da eilten die Jünger angstvoll zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr rette uns! Wir gehen unter! Die Noth lehrte sie bethen; die Noth lehre auch **uns** bethen. Herr rette uns! denn auch unsere Noth ist groß! Wie sehr uns unsere Noth zum Gebeth aneifern soll, dieß ist der einzige Gegenstand, der einzige Theil meiner Rede, bey welcher mir ein bekanntes Kirchengebeth zum Leitfaden dienen wird, und für welche ich um Ihre geneigte Aufmerksamkeit bitte.

Abhandlung.

Allmächtiger, ewiger Gott! Herr! himmlischer Vater! siehe an mit den Augen deiner endlosen Barmherzigkeit unsern Jammer, Elend und Noth! So rufen wir täglich in unsern Litaneyen zu unserem Schöpfer und Fürsorger auf! Hat aber jemahls dieser Ausruf aus dem Grunde unseres Herzens kommen können, so ist es jetzt der Fall. Nicht als ob wir die Allerunglücklichsten der Menschen wirklich wären, sondern weil wir unser gewohntes, das gleichsam schon verjährte Glück unseres Vaterlandes nicht mehr besitzen. Wir leben in einem Lande, welches von Gott in einer Rücksicht so sehr gesegnet ist, wo er die Mittel zum Wohlstande so nahe gelegt und leicht gemacht hat, daß es keine Verwunderung verdient, wenn hier auch der Bettler oft besser lebt, als anderswo der Bürger oder Bauer, und wenn selbst dieser hier geborne Bettler die Erfindung armer Länder verächtlich von sich wies. So sehr hat uns die göttliche Güte verwöhnt! Wir sind in diesem gesegneten Lande von unseren Aeltern nicht zum Entbehren, nicht zur Ertragung der Dürftigkeit angeleitet wor-

den, und nun sollen wir entbehren, was wir gewohnt waren, sollen Wasser trinken, im Lande des Weines, kleines Brod essen im Lande des Getreides, theuer alles kaufen im Lande der Wohlfeilheit. Adam durfte im Paradiese nur von einem Baume nicht essen; wir haben viele durch den hohen Preis uns verbothene Früchte. Der Zugang zu vielen Genüssen des Lebens und Annehmlichkeiten des Vaterlandes ist uns verschlossen! O so siehe denn an, o himmlischer Vater, mit den Augen deiner unendlichen Barmherzigkeit unsern Jammer, Elend und Noth! Es ist der Jammer, das Elend, die Noth deiner durch vieljährige Gnade verwöhnten Oesterreicher! Doch du willst uns vielleicht in eine strengere Schule führen, und weil wir in den Tagen des Glückes und Wohlstandes nur sinnlich genossen und unser Heil, die Ausbildung der Seele nicht besorgt haben, uns Tage der Noth durchleben lassen, damit wir erkennen, was zu unserem Heile ist? Unterwürfig küssen wir die Ruthe, die uns züchtiget und Weisheit lehrt, führe sie aus deine strengere Zucht, deine ernstere Belehrung! Aber wenn fünf Gerechte hinreichend gewesen wären, um Sodoma und Gomorrha vom Untergange zu retten, o so wen-

de dein allwissendes Auge auch auf uns, und siehe, ob nicht eine hinlängliche Anzahl von Gerechten unter uns sey, um derentwillen deine Barmherzigkeit uns alle verschonen könnte! Wende hin, — wenn ich so kühn seyn darf, als Abraham, — wende hin dein Auge auf die unschuldigen Waisen, deren Erziehung deren Versorgung durch das Unglück der Zeitläufte gehemmt ist. Wende hin dein Auge auf so viele ergrauten Ehepaare, welche von dem was sie in Ehrlichkeit erworben, im Alter zu leben hofften, welche dir oft für deinen Segen gedankt haben, und welche nun in ihrer Hoffnung getäuscht, erst im Alter eingeschränkter leben, ungesunder wohnen, sich weniger wärmen, sich dürftiger kleiden sollen, als in den Tagen der frohen Jugend. Blicke hin auf alle, welche sich schon so eingeschränkt, so angestrengt, bereits so viel entbehrt haben, daß sowohl ihre Gesundheit als ihr äußerliches Ansehen und ihre bürgerliche Ehre darunter zu leiden anfangen. Blicke hin auf alle diese, und findest du eine hinlängliche Anzahl von Gerechten, von wahren Christen, o so erbarme dich denn über alle diese Christgläubige, für welche dein eingeborner Sohn Jesus Christus in die Hände der Sünder

freywillig gekommen und auch sein kostbares Blut am Stamme des heil. Kreuzes vergossen hat. Durch diesen Herrn Jesum wende endlich ab, o gnädigster Vater! die zwar von vielen wohlverdiente, aber ach! so harte Strafe, alle die gegenwärtigen auch die noch kommenden zukünftigen Gefährlichkeiten, schädliche Empörungen, Kriegsrüstungen, Theurung, Krankheiten — — mit einem Worte — diese so betrübten, armseligen Zeiten. Ja! g. Z. um alles dieses zu bitten haben wir wichtige Ursachen.

1. Um Abwendung der wohlverdienten aber harten Strafe, weil sie viele Schuldige zu verschonen, und auch den Unschuldigen empfindlich zu treffen scheint, weil diese Strafe, nähmlich Noth und Elend, so manchem kein Mittel zur Heiligung, sondern eine Versuchung zur Ungerechtigkeit, zum Diebstahle, ja zum Mord und Selbstmorde geworden ist, und, statt ihn zu bessern, ihn leider verschlimmert hat.

2. Um Abwendung nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch der zukünftigen Gefährlichkeiten; weil wir nicht wissen, was uns noch bevorsteht, weil die Anstalten, die zur Heilung unserer Wunden gemacht

wurden, noch nicht ganz beendigt sind, oder noch nicht ihre volle Wirkung geäußert haben.

3. Um Abwendung der Kriege; weil ganz Europa von kriegerischen Anstalten voll ist, weil sich fürchterliche Heere sammeln, der Todesengel zwar außerhalb unseres Landes aber doch nahe an demselben, auf Opfer lauert, und wir noch an alten Wunden bluten! Oft ist aber zur Heilung einer alten Wunde, ein neuer Schnitt nothwendig. Die Wege des Herrn sind wunderbar. Unterwerfen wir uns! Er gebe uns nach seiner Weisheit Krieg oder Frieden! denn wenn Er will, so wird der Friede dem Lande zum Fluche, der Krieg aber zum Segen!

4. Wir bethen ferner mit Recht um Abwendung der Theurung: denn wird sie nicht täglich größer? Wird unser Erspartes nicht täglich kleiner?

5. Um Abwendung der Krankheiten; denn gibt es etwa deren nicht viele und braucht es bey schlechter Nahrung und mancherley Entbehrung des Gewohnten, braucht es bey großer Arbeit und Anstrengung und wenigen Lebensfreuden erst vergiftete, oder vernachläßigte Brunnen, um Krankheiten zu erzeugen?

6. Um Abwendung betrübter, armseliger Zeiten; weil unsere Zeiten, so viel Luxus und Wohlle-

ben wir auch nahe um uns her sehen, so viel guter Wille, so viele schöne Verbindungen zur Wohlthätigkeit auch unter uns bestehen, doch im Grunde nur betrübt und armselig bleiben. Denn nicht der Ueberfluß einiger Privat-Personen, auch nicht die Wohlthätigkeit derselben machen das öffentliche Glück aus, sondern die Wohlhabenheit des Staates, die ihn in den Stand setzet, alle Anstalten der Bildung, der Versorgung, der Krankenpflege, der Menschlichkeit aus eigener Kraft zu unterstützen, zu beleben, zu erhalten. Es mögen noch so viele Reiche unter uns wohnen, sie mögen noch so wohlthätig seyn; so lange die Diener reich, der Herr aber arm, die Kinder reich, der Vater aber arm, so lange der Staat selbst nicht wohlhabend ist, so lange dürfen und sollen wir fortfahren, Gott zu bitten, um die Abwendung der betrübten und armseligen Zeiten.

7. Auch um Abwendung schädlicher Empörungen zu bitten, lehrt uns das Kirchengebeth, dessen Worte mich leiten. Aber nein, diese Bitte ist zwar christlich und löblich, dennoch bin ich nicht im Stande, meine Zuhörer zu dieser Bitte sehr angelegentlich zu ermahnen; denn wir wissen ja aus der Geschichte unserer Jahre, daß jede Empörung ein Gräuel, ein

Ausfluß und eine Quelle der Unordnung, eine Mutter und Tochter der Raserey und der Verzweiflung ist. Wir wissen ja, daß wir Christen sind, daß der Gehorsam die erste Tugend der Bekenner Jesu ist; wir wissen, daß wir Oesterreicher sind, daß die Anhänglichkeit an das hohe Herrscherhaus uns in den bangesten Zeiten ausgezeichnet hat; wir wollen diesen Ruhm nicht verlieren, wir wollen in Gehorsam und Treue ausharren und hoffen, daß der gütige Gott, nachdem wir lange genug mit unserem Landesvater gemeinschaftlich die Uebel des Vaterlandes werden getragen und geduldet haben, daß — sage ich — der gütige Gott unserm Landesvater und seinen Kindern noch einst gemeinschaftliche Freude, gemeinschaftliches Glück ertheilen wird. Darum, ohne in der Treue und im Gehorsam auch nur im geringsten zu wanken, ohne von der Ehrfurcht gegen alle Obrigkeiten auch nur im Geringsten nachzulassen, empfehlen wir sie dir, o Herr der Herrschaften, König der Könige, o Herr der Fürsten und Völker! Erleuchte und stärke in allem Guten, geistliche und weltliche Obrigkeiten und Regenten, damit sie alles befördern, was zu deiner göttlichen Ehre, zu unserm Heile

und zum gemeinen Frieden und Wohlfahrt der Christenheit gedeihen mag. Darum bitten wir dich, weil die Weisheit der Machthaber unsere Weisheit, weil unser Glück auch ihr Glück ist. Du hast den Israeliten wenn sie sich zu dir wandten, immer einen Retter geschickt, der ihnen die Last, welche sie drückte, abnahm. Du hast in andern Zeiten der österreichischen Herrschaft oft wie eigens, einen Mann zum Schild und Schutze gegeben. Du ließest Mosen in der Wüste Brot, in dem trockenen Felsen Wasser finden. Du hast deine christliche Religion, du hast das Haus Habsburg von einem kleinen Anfange, wie aus einem Senfkorne, entwickelt, und ihnen allmählig diese erstaunliche Größe gegeben! Wir wenden uns zu Dir, gibt es keine Rettung? Hast du dir keinen erwählt, daß er ein schnell heilendes Mittel gegen unsere Wunden angebe? Soll ein fruchtbares, soll ein, von so vielen Fremden gelobtes Land die Noth einer Wüste darbiethen? Soll das große, noch immer große Oesterreich deinen Schutz, deine Gnade weniger erfahren, als das vor Jahrhunderten noch kleine? Soll es deiner Allmacht schwerer seyn, diesen großen bestehenden Staat zu erhalten und zu heilen, da es dir nicht

schwer war, ihn aus so vielerley Völkerschaften allmählig entstehen zu lassen? Ja! g. Z. an diese Allmacht, an diese heilige Weisheit müssen wir uns halten, wo die Uebel für menschliche Kraft und menschliche Weisheit zu groß scheinen. Nein! kein christlicher Staatsbürger darf sich schämen, zu sagen: Hätte uns bis jetzt menschliche Kraft und menschliche Weisheit heilen können, so wären wir auch schon geheilt. Hören wir nicht oft von den Anstrengungen, von den Nachtwachen, von den Krankheiten derjenigen, welche an der Wiederherstellung unseres öffentlichen Glückes arbeiten? Ich kann nicht glauben, daß diese Männer nicht die ganze Erhabenheit ihres Berufes, die Größe ihrer Bestimmung, den sehnlichen Wunsch des Landesvaters kennen, mit dem er uns alle glücklich, alle wohlhabend, alle zufrieden sehen will. Es ist bis jetzt noch nicht ganz geholfen worden, also schließe ich, hat bis jetzt noch nicht ganz geholfen werden können. Also weg mit allen unziemlichen Pasquillen, weg mit allen herzlosen Witzeleyen, weg mit allen unreifen Besserwissen und Bessermachen wollen. Haben wir Geduld mit denen, die für uns denken und arbeiten, wie sie Geduld haben mit uns, die wir jammern und klagen. Das

Kind, das seines Vaters spottet, entehrt sich selbst; das Volk, das seinen Fürsten nicht ehrt, macht sich selbst verächtlich; der Bürger, der seine Obrigkeit nicht achtet, ist selbst keiner Achtung werth! Also Geduld ihr Ungeduldigen! und damit die oft so schwere Tugend uns nie unmöglich werde, ziehen wir an die Waffen des Glaubens, rüsten wir uns mit Vertrauen auf Gott, rufen wir ihn an, daß er auch uns erleuchte und stärke, wenn wir ihn bitten, daß er unsere Obrigkeit erleuchten und stärken möge. Denn auch wir können durch unsere Thorheit, durch unsern bösen Willen die Heilung der öffentlichen Uebel verzögern oder hindern. Wäre Heiligkeit und Werthschätzung der Religion unter uns in einem höheren Grade, so würden sich manche von dem Unglücke der Zeit nicht haben so erschüttern und betäuben lassen, daß sie darüber alle Lebenslust und — die Fälle sind ja bekannt, — das Leben selbst verloren haben! Die Religion tröstet wenn sie nicht heilen kann, und es vermehrt unser Unglück, wenn wir diese Quelle des Trostes nicht erkennen. Wäre unter uns mehr Liebe, ja ich sage, wäre unter uns auch nur mehr Gerechtigkeit und Billigkeit, wir würden die Uebel der Zeit weniger fühlen! Aber da sind

noch so viele, die bey den allgemeinen Gefahren nur auf sich selbst, sehr kurzsichtig, nur auf sich selbst denken! da haben noch viele keinen Gemeingeist; sie suchen nur ihr besonderes, ihr Privat=Glück. Da sind noch manche, welche selbst die Uebel der Zeit und die von dem Staate ergriffenen Maßregeln als eine Veranlassung zur Ungerechtigkeit und Härte gebrauchen. Da ist einer, der spricht von üblen Zeiten, und setzt die Besoldung seiner Diener herab, und eben derselbe, der von bösen Zeiten spricht, der seinen Dienern abbricht, der in den vorigen guten Zeiten, der bis jetzt zu Fuße ging, schafft sich zum Hohn seiner karg gehaltenen Diener erst jetzt Pferd und Wagen an, ohne daß es sein Stand, ohne daß eine vernünftige andere Ursache, als der Kitzel eines selbstischen, hartherzigen, gegen Billigkeit und Noth unempfindlichen Menschen verlangt. Da ist einer, der fordert alles zehnfach und würde, wenn er könnte, es zwanzigfach fordern, der aber, wenn er einem etwas zu leisten hat, kaum die einfache Summe darbiethet. Da gibt es niedrige Menschen, welche ihre ehrlichen geraden und im Rechnen ungeübten Mitbrüder durch ein geflissentliches Durcheinandermengen des Einfachen

Fünf- und Mehrfachen in Verwirrung setzen, und dann in dieser Verwirrung betriegen, hintergehen.

So lange diese Privat-Ungerechtigkeit, Privat-Unbilligkeit unter uns herrscht, so lange müssen freylich die Uebel der Zeit noch sehr fühlbar auf uns lasten, und wir sind neuerdings ungerecht, wir sind neuerdings der göttlichen Hülfe unwürdig, wenn wir die Unmenschlichkeit reicher Halbmenschen, wenn wir unsere eigene Unbilligkeit dem Staate und seinen Dienern zur Last legen. Damit also unser Unglück sich nicht durch unsere Schuld vermehre, damit der Wunsch des Landesvaters desto eher erreicht werde, so rufen wir denn abermahl zu dir, o Gott des Friedens, Gott der kirchlichen und der bürgerlichen Eintracht, verleihe uns, Werthschätzung der Religion, Vereinigung im Glauben, Vereinigung im Staate ohne aller Spaltung und Zertrennung. Bekehre unsere harten und eigennützigen Herzen zur wahren Busse und Besserung des Lebens. Zünde in uns an das Feuer deiner göttlichen Liebe. Laß uns immer menschlich, immer gütig seyn. Gib uns einen Eifer zu al-

ler Gerechtigkeit, damit wir nicht durch eigene Schuld die Uebel der Zeit vermehren, und uns einst bey dir einer großen, schrecklichen Verantwortung aussetzen, sondern dir durch unsere Liebe und Gerechtigkeit, als gehorsame Kinder im Leben und Sterben angenehm und wohlgefällig seyen.

So oft haben wir uns in dem Laufe dieses Jahres bey unseren Versammlungen in deinem Tempel zu jenen Tugenden aufgemuntert, welches die gegenwärtigen Zeiten von uns erheischen, zur Zufriedenheit mit deinen Wegen, zum willigen Gehorsam gegen den Regenten und die Obrigkeiten, zur innigsten Vereinigung der Gerechtigkeit und Liebe, zur häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Eintracht! O, laß dir nun auch den Geist des Gebethes gefallen, den wir heute besonders durch den Anblick unserer Noth belebt haben!

Ja! auf dich o Allmächtiger, setzen wir unser Vertrauen; du willst ja, daß wir bitten sollen, sieh wir bitten, o erhöre uns, wir klopfen an, o thu uns auf! Wir suchen, o laß uns Hülfe finden! Wir bitten, wie du willst, anhaltend und mit Vertrauen, für uns alle! Das ganze Vaterland stellen wir dir

dar! Wir bitten alle für Einen, Einer für alle, für unsere Freunde und Feinde, für Gesunde und Kranke, für alle betrübte und elende Christen, für Lebende und Abgestorbene! O gib den gesunden Heiterkeit, Liebe und billiges Betragen, den Kranken Pflege, den Betrübten und Elenden Trost; erhalte die Lebenden, verzeih den im Laufe des Jahres Abgestorbenen, die von den Sünden noch nicht ganz gereinigt sind, die sie in dieser Zeit durch Murren gegen dich, durch Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale auf sich geladen haben. Alle unsere Hoffnung ist auf dich gesetzt; dir sey demnach empfohlen o Herr! all unser Thun und Lassen, unser Handel und Wandel, unser Leben und Sterben.

Wir pflegen bey dem Eingange der Sommerzeit Gott zu bitten: unsere Felder, unsere Weinberge zu segnen. Aber zu was dieser Segen? Gott wird Getreide wachsen lassen, aber das Brod wird der Arme nicht kaufen können. Gott wird den Trank der Betrübten, die Stärkung der Kranken und Müden, er wird den Traubensaft auf unsern Hügeln reif werden lassen, aber dieser Segen des Landes wird nur verdorben, vergiftet uns dargebothen werden. Zu

was dieser Segen? Wucher, Geiz und Theurung entkräften ihn. Willst du deiner Güte gemäß die Sonne auf die Felder und Berge herabstrahlen lassen, o so schicke uns auch einen Strahl deiner Gnade, der unsern Verstand erleuchte, auf daß wir sehen nnd erkennen, was zu thun, was zu lassen ist! Willst du die Felder durch heilsame Regen erweichen, o so erweiche auch unsere harten, lieblosen, unbilligen, ungerechten Herzen, auf daß wir den Segen nicht in Fluch verkehren. Gib uns also Herr! ein Jahr fruchtbar an Getreide, Wein und allen Früchten, aber auch ein Jahr, fruchtbar an Weisheit Liebe, und jeder Tugend des Bürgers und Christen! Das ist es, um was wir dich bitten, nicht um Ueberfluß, nicht um Reichthum, sondern nur um so viel, daß wir unserm Stande, unserer Pflicht gemäß leben können, daß Kummer und Sorge unsern Geist nicht ganz darnieder drücken, damit wir noch Kraft behalten, dem nachzutrachten, was oben ist, damit wir, indem wir deiner Gnade schon hier genießen, uns auch der Hoffnung überlassen können, einst dort mit allen Auserwählten zu erlangen, daß wir in ewiger Freude und Seligkeit dich lo-

ben und ehren mögen. Das verleihe uns, Herr, himmlischer Vater, durch Jesum Christum, deinen geliebten Sohn, unsern Herrn und Heiland! das verleihe uns du selbst! o göttlicher Sohn, der du zur Rechten des himmlischen Vaters die Welten lenkest, regierest, und unser Fürsprecher zu seyn schon auf Erden versprachst! „Kommet zu mir, alle ihr Müden und Belasteten, ich will euch erquicken!" So riefest du einst aus. Sieh! wir kommen zu dir Wir sind müde und belastet; o erquicke uns! Von dir sagt der Prophet und nach ihm dein Apostel: „daß du das zerquetschte Rohr nicht ganz zerbrechen, den glimmenden Docht nicht ganz auslöschen wirst." O siehe! wir sind zerknickt, wie ein schwaches Rohr! o gib uns wieder Kraft und Stärke! Unser Licht will verlöschen; o gib ihm Nahrung, wehe mit deinem heiligen Athem seine matte Flamme wieder an; dann werden wir dir noch Dank- und Freudenopfer bringen, dann wird deine Verehrung wieder unter uns belebt werden! Dann werden wir es ganz glauben, es ganz fühlen, welche herrliche Verheißung du uns in dem heutigen Evan-

gelium gegeben hast, wo du so entschieden sprichst: Ein jeder, der bittet, bekommt, wer suchet der findet, und wer anklopfet, dem wird aufgethan! O laß uns in diesem Glauben bethen, in diesem Glauben handeln, und bis du dich unser erbarmest, einzig in Religion und Tugend ausharren.

A m e n.

gestillet gestorben bist; wo du sie entschlafen sprichst: Ich gebe, der bittet, bekommt, wer suchet, finstet, und wer anklopfet, dem wird aufgethan! O laß uns in dir ein Glauben bethen, in diesem Glauben handeln, und hier du durch dich unsre Ewigkeit, eines in Religion und Tugend aufsparen.

A m e n.

Predigt
über
Vaterlandsliebe.

Gehalten
in der Pfarrkirche
zu
Maria Hülf,
bey Gelegenheit des am 6. September 1813 feyerlich
dahin angestellten
allgemeinen Bittganges.

„Bekehre uns, o Herr unser Heiland und dann wende deinen Zorn von uns!" Psalm LXXXIV. 5.

Wir haben uns in diesen Tagen versammelt, den Allmächtigen um das Glück unserer Waffen anzuflehen; wir haben ihm bereits mehrere Siege gedankt, und wir sind auch hier in der Absicht versammelt, unser Flehen und unseren Dank fortzusetzen. Mit Trost, mit Vertrauen, mit Hoffnung sind unsere Herzen erfüllt; denn der Herr ist unseren Wünschen zuvorgekommen, er hat uns erhört, noch ehe wir zu bitten anfingen. Schon während der ersten Stunden unseres feyerlichen Gebethes verbreiteten sich die angenehmsten Nachrichten, und erhielten bald Bestätigung. Nicht bey einer Freudenbothschaft blieb es, eine zweyte und dritte ward uns mitgetheilt, und gab uns Gelegenheit Gott feyerlich zu loben und zu preisen.

Wie sehr, geliebte Zuhörer! wie sehr muß uns nicht diese Güte und Gnade des Allerhöchsten rühren — und beschämen. Ja, beschämen, denn schon waren viele von uns kleinmüthig und kleingläubig. Schon sagten wir: dieses unser dießjähriges Gebeth wird eben so fruchtlos und verloren seyn, als jenes, welches wir vor vier Jahren in einer ähnlichen Lage, auf dieselbe Art, in demselben Tempel verrichtet haben.

O, ihr Kleingläubigen! woher wisset ihr, und wie könnet ihr beweisen, daß unser damahliges Gebeth fruchtlos und verloren war? Hatten wir unter so manchen Gefahren, die uns damahls drohten, nicht Ursache, die Güte Gottes zu preisen? Blieb nicht unsere Stadt in der Nähe zweyer großen Heere und zweyer großen Schlachten wunderbar verschont? Haben wir nicht in einer Schlacht die Ehre unserer Waffen wieder hergestellt? Hat uns nicht ein neues und enges Bündniß mit dem, der vorher unser Feind war, zu großen Hoffnungen erhoben? Und, wenn sie nicht ganz erfüllt wurden; wenn nun der unvermeidliche Krieg wieder ausgebrochen ist; wenn nun Gott unsere Waffen segnet, und uns auf dem Wege des Schwertes jene Güter erwerben läßt, welche der fried-

liche Oehlzweig nicht bringen wollte: wer kann behaupten, daß dieses Geschenk der göttlichen Gnade, daß dieser glückliche Fortgang unserer Waffen nicht wenigstens zum Theil die Frucht und der Lohn jenes Vertrauens, jener Inbrunst, jener Demuth, jener aufrichtigen Andacht sey, mit der wir vor vier Jahren unser Gebeth zu dem Allmächtigen absandten? Wer kann behaupten, daß unser jetziges Glück nicht wenigstens zum Theil die Frucht und der Lohn einer Weisheit und solcher Tugenden sey; zu denen uns Gott erst durch die Schule des Unglücks und der Schmach erziehen und bilden mußte? Auch, wenn er spät erhört, so erhört er dennoch, der Allgütige; er erhöret zur rechten Zeit. Seine Güte reichet über Wolken, und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht. Ueberlassen wir uns also immerhin den Empfindungen eines christlichen, gläubigen Herzens! Danken wir dem Herrn, daß er jenes vor vier Jahren dargebrachte Gebeth, und die seit jener Zeit zu ihm hinaufgesandten Bitten, Seufzer und Thränen der Frommen nicht ganz verschmähet, sie endlich erhöret, glorreich erhöret hat, und (wie es scheint) noch immer zu erhören fortfährt! Setzen wir fort das so fruchtbringende Gebeth, legen

wir es hin, als einen guten Samen, den Gottes Gnade früher oder später bescheinen und zur Frucht zeitigen wird! Bethen wir, bethen wir! und unsere einige Sorge bleibe nur die, daß unser Gebeth wirklich ein in sich guter Same sey, der Gottes Segen verdient, daß unser Gebeth kein bloß äußerliches, sondern ein innerliches sey, daß es, wie unser Oberhirt in seinem apostolischen Aufruf uns belehret, „aus einem reinen, bußfertigen, bekehrten Herzen und Gewissen fließe.“ Und da wir auch zu dieser Bekehrung und Reinigung der Herzen, durch welche das Gebeth erst geheiliget wird, des göttlichen Beystandes nicht entbehren können, so müssen wir auch vor allem um eben diese Bekehrung und Besserung zu dem heiligen Weltrichter flehen. Bekehre uns, o Herr, unser Heiland, spricht der Psalmist in diesen Sinne, bekehre uns, o Herr, unser Heiland, und dann wende deinen Zorn von uns! Ja, bekehre uns, o Herr! bekehre uns, dieß ist das erste, um was wir dich heute bitten. Erhörest du diese erste Bitte, so sind wir auch gewiß, daß du die zweyte erhören und deinen Zorn von uns wenden wirst.

Wenn wir aber, geliebte Zuhörer! Gott um unsere Bekehrung bitten, so müssen wir uns auch be-

kehren wollen. Der gute Wille, das ernste Mitwirken mit der göttlichen Gnade muß vorhanden seyn. Lassen Sie uns also die gegenwärtige, zu einer frommen Betrachtung bestimmte Zeit dazu anwenden, den Geist der Bekehrung in uns zu wecken, zu nähren, zu stärken. Auf alle Fehler, ohne Ausnahme, soll sich dieser Geist erstrecken, und Jeder prüfe denn heute sein ganzes Herz. Mir aber ziemt es, Sie besonders auf jene Fehler aufmerksam zu machen, welche mit der Veranlassung der heutigen Andacht in der nächsten Beziehung stehen. Lassen Sie uns verweilen bey den Fehlern und Mängeln unserer Vaterlandsliebe; ja, unserer Vaterlandsliebe, von der wir uns in diesen glorreichen Tagen alle erfüllt glauben, so, daß wir uns unsere Gefühle vielleicht zum großen Verdienste anrechnen. Möge Ihnen, Ihnen, geliebte Zuhörer! die Ankündigung eines Gegenstandes, der uns zu demüthigen, und die Freude dieser Tage zu mäßigen scheint, nicht mißfallen! Er wird unsere Freude nicht mindern: nur reinigen; und wenn uns auch die Erkenntniß unserer Fehler demüthigt, so ist es eine Demüthigung vor Gott, zu dem wir ja bethen, im Geist der Demuth bethen wollen. Getrost also folge ich der Bestimmung meines Amtes, welche nie

seyn kann zu schmeicheln, sondern, im Unglücke zu warnen, allezeit zu erbauen. Wohlan, von den Fehlern und Mängeln unserer Vaterlandsliebe sey die Rede! — Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit.

Unglaublich ist es, daß heute sich jemand unter uns befinde, dem die Vaterlandsliebe ganz mangelte. Wer wollte heute nicht ein Mitglied des österreichischen Volkes seyn! Wer von uns fühlt sich nicht von der allgemeinen Gluth ergriffen, erwärmt, entflammt! Kein Wort also über die unnatürlichen Verächter und Feinde ihres Vaterlandes, kein Wort über diejenigen, welche aus freyem Willen unstätt und flüchtig wie Kain die Welt durchstreifen, aus einem Lande in das andere wandern, ihr Geburtsland längst vergaßen, und nirgends etwas anders lieben und suchen als ihr einzelnes, eigennütziges Ich. Kein Wort hiervon, aber wohl ein Wort von dem, was unserer wirklich vorhandenen Vaterlandsliebe noch mangeln könnte.

Und was sollte unserer Vaterlandsliebe wohl mangeln können? Ich sage, vielleicht die Einsicht, die Verständigkeit. Die Erfahrung zeigt nähmlich, daß eine gewiße Anhänglichkeit an das Vaterland jedem Menschen natürlich ist. Nicht nur diejenigen, wel-

che in einem fruchtbaren, anmuthigen, durch Künste und Wissenschaften blühenden, und durch eine gerechte Staatsverfassung sicherem Lande geboren sind, lieben ihr Geburtsland. Auch die Bewohner der unfruchtbaren rauhen, von Cultur entblößten, ja unter dem Joche der Sklaverey seufzenden Länder hangen ihrem mütterlichen Boden an, und zwar desto mehr je weniger Vorzüge er in den Augen anderer, gebildeten und glücklichen Völker haben mag. So ist dem armen Grönländer seine mit Rauch erfüllte Hütte, und sein für uns ungenießbarer Trank viel theurer, als uns unser reinliches Haus, und unsere schmackhaftesten Früchte. So versinkt der arme Afrikaner in tödtliche Traurigkeit, wenn er, obschon im eigenen Vaterland Sklave, in eben derselben Eigenschaft nach Amerika abgeführt wird. Diese Art von Vaterlandsliebe ist blos natürlich, sie ist die Wirkung der langen Gewohnheit und der Unbekanntschaft mit andern Ländern. Diese Anhänglichkeit haben auch selbst Thiere, sie verlassen ein Haus, wo sie lange Nahrung gefunden haben, oft ihr Lebelang nicht mehr. — Soll aber eine solche, blos natürliche, ich möchte sagen, thierische und gedankenlose Anhänglichkeit an das Vaterland die wahre, und ganz vollkommene Liebe des-

selben seyn? Haben wir nicht Verstand zum Denken und Erkennen? Sollen wir nicht die Vorzüge unseres Vaterlandes einsehen? Neben den Vorzügen nicht auch seine Mängel erkennen? Gewiß, geliebte Zuhörer, das sollen wir. Denn wenn wir unser Vaterland nur blind und gedankenlos lieben, so stellt sich die traurige Folge ein, daß wir nicht fortschreiten, uns nicht vervollkommnen, sondern zurückschreiten, oder doch stille stehen, während andere Nationen uns zuvoreilen. Ist uns alles vaterländische nur deßwegen, weil es einheimisch, und herkömmlich ist, theuer und werth, so werden wir uns auch gegen alles Neue und Ungewohnte ohne Unterschied sträuben und wehren; und so werden denn Landwirthschaft, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft und Gesetz immer auf derselben Stufe bleiben, diese mag von dem Gipfel der Vollkommenheit auch noch so weit entfernt seyn. Das ist aber nicht die Bestimmung des Menschen, daß er gedankenlos immerfort in der ausgetretenen Bahn einhergehe; er soll alle seine Angelegenheiten immer vernünftiger, immer zweckmäßiger einrichten. Gab uns ja Gott nach dem Gesetz des alten Bundes das vollkommnere Gesetz des Evangeliums; so soll denn auch der Mensch überall nach Vollkommenheit streben. Dazu aber kann

er einer einsichtsvollen Beurtheilung seines Vaterlandes nicht entbehren.

Aber gesetzt, wir wollen auf das immerwährende Vorwärtsschreiten Verzicht thun, so können wir doch nicht wollen, daß sich unser Zustand verschlimmere, daß unser Vaterland sinke und zu Grunde gehe. Um auch nur dieses zu verhüthen, müssen schon von Zeit zu Zeit neue, bisher unübliche Maßregeln ergriffen werden, und wenn eine blinde Anhänglichkeit an das was da ist, uns beherrscht, so werden wir die weisen Anstalten unseres Fürsten weder zu billigen, noch zu befördern wissen. O, theure Zuhörer, selbst ein festes Gebäude erhält sich nur dann, wenn der Eigenthümer jedes Jahr dasjenige ausbessern läßt, was die verschiedenen Witterungen und Zufälle des Jahres daran beschädigt haben. Wird an dem Gebäude nichts gebessert, nichts wieder hergestellt, dann wird es vor der Zeit zusammensinken und seine Bewohner erschlagen, besonders wenn Erdbeben, Ueberschwemmungen und Stürme gegen dasselbe ankämpfen. Je unruhiger die Zeiten sind, je mehr die Nationen um uns her sich regen und bewegen, je mehr sie sich bestreben in allem, was einem Staate Kraft verleiht, vorwärts zu gehen, desto weniger dürfen wir

uns mit einer blinden und gedankenlosen Vaterlandsliebe begnügen. Ach, daß du es doch, an diesem deinen Tage erkannt hättest, was zu deinem Heile dient, so ruft der Heiland über Jerusalem aus, und gibt durch diese Worte den Bürgern jedes Staates die Lehre, daß ihre Vaterlandsliebe einsichtsvoll seyn soll, daß sie erkennen mögen, was zu ihrem Heile ist.

Laß uns denn, o Allmächtiger, dieses allezeit erkennen! Laß uns bescheiden nach der Kenntniß der Vorzüge und Mängel unseres Vaterlandes streben. Gib uns Einsicht nach dem Maße unseres Bedürfnisses! dein volles Licht den Mächtigen und Großen, die uns gebiethen, die für uns sorgen! Einen mäßigen Antheil auch uns, die wir ihnen gehorchen, und ihre Anstalten befördern und ausführen sollen. Gib uns, o Herr, jenen Grad der Einsicht, der uns vor Murren und Unzufriedenheit bewahrt, zur freudigen und bereitwilligen Mitwirkung begeistert. Bekehre uns o Herr, wenn unsere Vaterlandsliebe mit zu wenig Einsicht gepaart ist — bekehre uns, o Herr, durch deine Erleuchtung zur Einsicht and Verständigkeit.

Wenn uns der Allmächtige erhöret, z. B. und uns die zur wahren Vaterlandsliebe nöthige Einsicht verleihet; so dürfen wir hoffen, daß die Erkenntniß der Vorzüge unseres Vaterlandes in uns das wahre Gefühl der Liebe hervorbringen werde. Indessen scheinet doch bey so vielen, welche sich als Patrioten darstellen, keineswegs die Liebe der Grundstoff ihrer Empfindung zu seyn. Erinnern Sie sich, z. B. an so manche eifrige und leidenschaftliche Mitbürger. Welch ein ewiges bitteres Herabsetzen fremder Nationen, fremder Regenten! Sie sehen in den Einrichtungen des Auslandes nichts als Unverstand, Unterdrückung und Elend. Alles Gute fremder Nationen ist ihnen nur Schein und Lüge. Versuchen Sie es, die Meinung dieser Patrioten etwas zu berichtigen, und auf den Ton der nüchternen Billigkeit herabzustimmen; so werden Sie für einen Feind des Vaterlandes erkläret werden. Eine Uebereilung, die bey demjenigen, der ganz in seinem Vaterland, und für sein Vaterland lebt, wirkt und handelt, wohl entschuldigt werden könnte. Aber versuchen Sie es weiter, und reden Sie unmittelbar von unserem Vaterlande — ich sage nicht, von den Mängeln — Nein, von den Vorzügen desselben, und Sie werden oft finden,

daß derselbe Patriot, der die fremden Nationen immer schilt und tadelt, für die Vorzüge seines eigenen Vaterlandes keinen Sinn hat. Sie lassen sein Herz ungerührt. Es scheint ihm einerley, ob sein Vaterland Lob und Beyfall verdiene, oder nicht, wenn nur keine andere Nation als weise geschickt und glücklich gerühmt wird. Es scheinet ihm gleichgültig, falls sein Vaterland leidet, wenn nur andere Nationen noch mehr leiden.

Eine sonderbare, ich möchte sagen, unnatürliche Vaterlandsliebe, der doch gerade das Wesentliche, nähmlich, die Liebe mangelt. Doch ist diese Erscheinung nicht neu. Die Vaterlandsliebe der Juden in der letzten Zeit ihres Staates war von dieser Art. Sie haßten die Samaritaner, die Römer und alle Heyden, aber sie selbst verstanden nicht einander zu lieben, sondern sie theilten sich in Partheyen, und verheerten ihr Vaterland. Die römischen Landpfleger waren ihnen ein Greuel, aber sie selbst übten zuletzt die größten Greuelthaten gegen einander aus. Sie verachteten die unheiligen Völker, sie selbst aber entehrten und entheiligten ihren Tempel, und blieben unempfänglich für die Lehre Jesu, welche, von ihnen angenommen, auch ihre bürgerliche Wohlfahrt gesichert hätte.

Wie ganz anders äußerte sich die Vaterlandslie-be Jesu! der göttliche Sohn kannte die Mängeln und Vorzüge der Nationen; er kannte auch die Mängeln und Vorzüge seines eigenen irdischen Vaterlandes. Nie offenbarte er seine Vaterlandsliebe dadurch, daß er in seinem Herzen den Haß und die Verachtung fremder Nationen hätte vorherrschen lassen. Er fühlt sich vor allen gesandt zu den zerstreuten Schaafen Israels. Sein Vaterland mit seinen Vorzügen und Mängeln liegt ihm am Herzen. Zwar hat er eine Bestimmung, die sich auf die ganze Menschheit bezieht; dennoch spricht er vor allem bey dem Anblick seiner hülflosen Landsleute: Mich erbarmet des Volkes. Zwar sandte er seine Aposteln zu allen Völkern, dennoch gebiethet er ihnen anfangs die Heyden-Straßen zu meiden, und zuerst in dem geliebten Vaterlande die heilbringende Lehre zu verkündigen. Und dieser Heiland in dessen Reden sogar keine Spur des Haßes gegen Fremde erscheinet, wie viel Liebe offenbahret er nicht, wenn er von seinem Vaterlande, und was dazu gehöret, spricht? Er bewundert mit seinen Jüngern die Pracht der vaterländischen Kunst an dem Tempel von Jerusalem, und er trauert tief bey dem Gedanken, daß dieses prächtige

Denkmahl bald zerstört werden sollte. Er freuet sich mit, daß die jüdische Nation im Besitz der ältesten Offenbahrungen und herrlichsten Verheißungen ist, doch er trauert darüber, daß die Schriftgelehrten und Pharisäer den göttlichen Geist dieser Offenbahrungen verkannten, und den hohen Sinn der Verheißungen nicht faßten. Selbst auf dem Wege zum Tode ist sein Herz voll Theilnahme für das Schicksal seines Vaterlandes; schon sieht er im Geiste den jüdischen Staat zusammensinken, die Hauptstadt zerstört, und die Bürger des Landes durch die ganze Welt zerstreut. Deßwegen ruft er denen, die über ihn weinen, daß sie über sich selbst weinen sollen.

So, g. Z., so äußert sich Vaterlandsliebe, welche wirklich Liebe zum Grundstoff hat. Haß des Auslandes ist noch nicht Liebe des Inlandes.

Lassen Sie uns diese Wahrheiten, g. Z., wohl beherzigen! Ueberlassen wir uns nie der thörichten Hoffnung, durch bloßen Haß des Auslandes, das Glück unseres Vaterlandes zu befördern. Verachtung des Feindes schlägt ihn noch nicht. Ungerechte Beurtheilung fremder Vorzüge sichert unsere eigenen noch nicht. Stimmen wir also ein in jenen Ton der Mäßigung und Würde, mit welchem uns von unserem

Landesfürsten der Kampf, in dem wir jetzt begriffen sind, angekündigt wurde. Du aber, o Herr! Vater des Lichtes und aller guten Gaben! Göttlicher Erlöser, der du die Liebe als das Erste und Höchste im Gesetze verkündiget, und auch nur aus Liebe dein kostbares Blut am Kreutze vergossen, aus Liebe dein Leben unter Schmerzen für uns ausgehauchet hast! Und du, o heiliger Geist, der du vom Vater und Sohne ausgehest, und die ewige Liebe in unsere Herzen gießest, erhalte und bestärke uns bey dieser christlichen Gesinnung! Bekehre uns, o Herr! Bekehre uns wenn unsere Vaterlandsliebe eigentlich nur aus Haß bestünde. — Bekehre uns zur wirlichen und unmittelbaren Liebe unserer Mitbürger, unseres Vaterlandes, und aller seiner Vorzüge. Bewahre uns, o Herr! vor einer treulosen Vorliebe des Fremden; doch laß in uns die Liebe vorwalten, und alles jene Große und Edle, welches je dem Anscheine nach aus Haß vollbracht wurde, auf eine edlere Art von uns aus Liebe und in Liebe vollbracht werden.

Wenn uns der Allmächtige erhört, geliebte Zuhörer, und uns zur Einsicht auch die Liebe gibt, ist es nicht zu erwarten, daß diese Einsicht, diese Liebe

sich in den herrlichsten Handlungen ausprägen werden? Bliebe es nur beym Wissen und Fühlen, so könnte das Vaterland bey all unserem Verstande, bey all unserer Empfindung leicht verkümmern. Gefühle sind mehr Genuß als Verdienst. Das Vaterlandsgefühl kleidet jedermann wohl, aber der Anstand ist noch nicht die Kraft. Was sollen wir erst von jenen sagen, bey welchen das Gefühl nicht einmahl vorhanden ist, obschon sie von dem Vaterlande immer mit einem gewissen Prunke reden, seine Vorzüge bis in dem Himmel erheben, sich um alles zu bekümmern scheinen, was Löbliches und Ehrenvolles geschieht, es laut besprechen und alle Redensarten erschöpfen? — Thaten, Thaten g. Z. sind allein die ächte Probe über Gefühle und Worte. Nur wer als Patriot h a n d e l t, der ist der wahre, der christliche Patriot.

Doch man kann sagen: von mir hängt das Heil des Staates nicht ab, ich bin nicht Feldherr, ich bin nicht Minister, ich bin nicht reich, kann also dem Vaterland keine bedeutenden Opfer bringen, keine wichtigen Einrichtungen machen! — Zugegeben dieses alles, so hat doch jeder Bürger des Staates tausend Gelegenheiten seine Vaterlandsliebe durch Handlungen an Tag zu legen. Es sind ja nicht immer die au-

ßerordentlichen, und schreyenden Handlungen die den Flor des Vaterlandes befördern; die stille, ordentliche, aber standhafte Erfüllung der gesammten Bürgerpflichten ist es, welche allezeit Heil und Segen bringt.

Unter diesen ganz ordentlichen und stillen Handlungen der Bürgerpflicht steht die Erfüllung des Standes oder Berufes oben an. Sey nur ein jeder an seinem Platze ganz, was er dort seyn kann und soll! Erfülle er nur seinen Beruf mit redlicher Rücksicht auf das allgemeine Beste! Sey der Landmann arbeitsam, geduldig und genügsam! Sey auch der Bürger emsig und einfach, liefere er gute und dauerhafte Arbeiten! Hüthe sich nur der Beamte vor Bestechung und Trägheit! Verschmähe nur der Hohe und Große niedere Geschäfte und niedere Freuden, und diese Tugenden der verschiedenen Stände werden für das allgemeine Glück den schönsten Wohlklang bilden.

Die zweyte, ganz ordentliche, und gar kein Aufsehen machende Erfüllung der Bürgerpflicht besteht in dem treuen Gehorsam gegen die Gesetze und in der gewissenhaften Leistung alles dessen, was der Staat von uns verlangt. So mancher rühmt die Verfassung

und die Gesetze unseres Vaterlandes, aber er umgeht sie, wo er kann. So mancher lobt die großen Hülfsquellen unserer Monarchie, aber er will von seinem Vermögen keinen Tropfen in diese Quellen fließen lassen. Was soll aus dem Vaterlande werden, wenn wir alle nur schön von ihm reden, aber schlecht gegen dasselbe handeln wollen? Was ist das für ein Lob seiner Hülfsquellen, wenn wir sie durch unsern Eigennutz und unsere Untreue versiegen machen? O nehmen wir uns dieses selbst in diesen Tagen des Triumphes wohl zu Herzen! Auch ein glücklicher Krieg ist eine Anstrengung des Staates, und unwürdig sind wir, über Siege zu jubeln, wenn wir uns nicht bereit finden, den Vater des Vaterlandes mit Gut und Blut zu unterstützen.

Die dritte ganz ordentliche, stille und doch tief eingreifende Erfüllung der Bürgerpflicht ist die Beförderung der Religion und Sittlichkeit überhaupt. Wo ein Aas ist, spricht der Heiland, da sammeln sich die Adler. Wo die Denkungsart und die Sitten verdorben sind, da ist auch schon der Saame der Zerstörung vorhanden; die heranwachsende Jugend besteht dann aus Weichlingen, welche für den Schutz des Vaterlandes unbrauchbar sind; jene See-

len aber, welche noch in einem gesunden und rüstigen Körper wohnen, werden dann durch Selbstsucht vergiftet, und unfähig in anderen zu leben. Wahre Religion der Ueberzeugung und des Herzens hingegen lehret uns Tugend, bildet uns für sie, macht uns jede Pflicht noch heiliger, entflammt einen Eifer für alles Gute, gibt uns Zuversicht und Nachdruck, macht uns ausdauern, begeistert zu Aufopferungen, gewöhnt uns, uns als Glieder der Menschheit und als Brüder jedes Menschen zu betrachten: wie sollte sie uns gegen unsere Mitbürger, gegen unseren Landsmann, gegen das Vaterland kalt und unempfindlich lassen? Sie erzieht uns unmittelbar zu den häuslichen Tugenden, zur Genügsamkeit, Ordnung nnd Sittsamkeit. Sie übt uns in der Selbstbeherrschung, sie duldet keine Verweichlichung. Ein Volk guter Christen wäre ein ordnungsliebendes, nüchternes, lenksames und dennoch rüstiges Volk; seine Helden groß und menschlich, weise und muthig, unternehmend und treu.

O so bekehre uns denn heiliger Vater im Himmel! bekehre uns zur thätigen Vaterlandsliebe, wenn sie bisher zu unwirksam war. Laß uns heilig seyn unseren Standesberuf, heilig seyn den Gehorsam ge-

gen die Gesetze und die Uebernahme der in jedem Staate nothwendigen Lasten und Dienste! Laß uns heilig seyn Religion und Sittlichkeit! Erhalte in uns den Eifer, den du in diesen Tagen bey allen Ständen angefacht hast! Mache daß sie ihn noch oft vor deinen Altären und auch im Leben beweisen! Lasse noch oft den gemeinen Mann seine Vorgesetzten, seine Herren, seine Richter und Sachwalter neben sich vor deinem heiligen Altar erblicken, damit wir alle recht warm und innig fühlen, daß wir bey allem Unterschied des Standes und Berufs doch nur einen Gott, eine Tugend, ein Vaterland und ein öffentliches Glück haben! Bekehre uns, o Herr! unser Heiland, und dann wende deinen Zorn von uns!

Ja, geliebte Zuhörer, um diese Bekehrung zur wahren und vollständigen Vaterlandsliebe wollen wir den Ewigen heute bitten, und uns im Rausche der allgemeinen Begeisterung über unsere Mängel und Fehler nicht verblenden. Wirken wir mit der göttlichen Gnade redlich mit, bestreben wir uns einer vollkommenen Vaterlandsliebe! Ihr Gefährte sey die Einsicht, ihr Grundstoff die Liebe, ihr Beweis That

und Handlung! Wenn wir eine solche Vaterlandsliebe erringen, so dürfen wir auch hoffen, daß uns der Herr ganz erhören und seinen Zorn von uns wegwenden wird. Dann werden wir wieder den Muth haben, unseren Voraltern das kühne Wort nachzusprechen: Oesterreich über alles, wenn es nur will. Das ist: wenn es recht will, ernstlich will, mit Weisheit und Ausdauer will, kurz, wenn es will, mit jenem Willen, der allein von dir kömmt, o Herr der du das Wollen und Vollbringen wirkest! Dann wird zu dem irdischen Segen der Fruchtbarkeit sich auch der Segen der Ehre und des Ruhmes gesellen. Oesterreich wird nicht nur, wie seit zwanzig Jahren für so viele vertriebene unglückliche Europäer ein gerühmter Zufluchtsort, es wird auch von allen selbst glücklichen Bewohnern Europa's, wie von dem Oesterreicher selbst mit Ruhm und Entzücken genannt werden. — Erfülle, o Herr, diese Voraussagung, diese Ahndung! Laß dieses Reich zum Schutz und zur Wohlfahrt Europa's gedeihen! Segne, o Herr, alle Einrichtungen und Anstalten unseres Landes! Lasse Erziehung, Rechtspflege, Kunst, Wissenschaft, Schwert und Pflug dir anbefohlen seyn! gib uns häusliches, gib uns öffentliches Glück! Seg-

ne das ganze Unternehmen unseres Kaisers, segne o Herr, seine Waffen! Nimm die Seelen derjenigen, welche von dem Schlachtfelde zu dir emporsteigen, gnädig auf! Laß unsere Freude menschlich seyn, und in unseren Freudenbecher falle eine Thräne des Dankes und der Liebe für alle, die für uns bluteten, und starben! Bewahre uns, o Herr, vor Uebermuth! stärke den Arm des Kriegers zur Ausdauer! gib diesem großen Kampf einen Ausgang zum Troste der Menschheit, einen Ausgang, bey welchem Gerechtigkeit und Friede sich umarmen, deine Vorsehung und Barmherzigkeit sich offenbaren, alle Völker anbethend vor dir niederfallen und lobpreisend bekennen: Der Herr, unser Heiland, hat uns bekehrt und seinen Zorn von uns hinweggewendet; seine Güte reicht über die Wolken, seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht; er, der Heilige und Ewige hat alles wohl gemacht. Amen.

Ueber
die Pflicht der Fürsprache.

Gehalten

in den Bethtagen 1811.

Evangelium in den Bethtagen.

Luc. XI. 5—14. V.

5. Hierauf sagte er ferner: Gesetzt es hätte Einer
unter euch einen Freund, zu dem er um Mitternacht
käme, und spräche: Freund, leihe mir
drey Brote!
6. Da ist mein Freund von der Reise zu mir gekommen,
und ich habe nichts, ihm vorzusetzen.
7. Und jener im Hause antwortete etwa: Mache
mir doch keine Mühe; die Thüre ist schon verschlossen,
und meine Kinder sind schon mit mir
im Bette; ich kann nicht aufstehen und dir
geben.
8. Ich sage euch, wird er auch nicht darum, weil
er sein Freund ist, aufstehen und ihm geben;
so wird er doch um seines so dringenden An-

haltens willen aufstehen und ihm geben so viel er nöthig hat.

9. Deßwegen sage ich euch: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgemacht.

10. Denn ein Jeder, der bittet, empfängt, und wer suchet, der findet, und wer anklopfet, dem wird aufgemacht.

11. Wo wäre wohl ein Vater unter euch, der seinem Sohne, wenn er ihn um Brot bäte, einen Stein gäbe? Oder wenn er ihn um einen Fisch bäte, eine Schlange statt des Fisches ihm reichte?

12. Oder wenn er ihn um ein Ey bäte, einen Scorpion ihm gäbe!

13. Wenn denn ihr, so bösartig ihr auch seyd, doch euern Kindern Gutes zu geben wisset; wieviel mehr wird euer himmlischer Vater den heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten.

Anmerkung. Der nächsten und einigen der später folgenden Reden wurde das Evangelium, aus dem der Vorspruch entnommen ist, vorgedruckt, um dem christlichen Leser die Rede selbst, besonders den Eingang desto verständlicher und anziehender zu machen, und ihm zugleich das Nachschlagen zu ersparen.

„Freund! leihe mir drey Brote, denn einer meiner Freunde ist von der Reise bey mir angekommen, und ich kann ihm nichts vorsetzen.“ Luc. XI. 5—6.

Eingang.

Der Schluß des heutigen Evangeliums setzt den Hauptsinn des ganzen Abschnittes außer allen Zweifel. Durch die Beyspiele von Güte und Gefälligkeit, die wir auf Erden unter Verwandten und Freunden trotz der Mangelhaftigkeit menschlicher Tugend dennoch antreffen, wollte der Heiland in uns den Gedanken erwecken und beleben, daß der gütige, höchstgütige Gott, im Vergleiche mit dem wohl auch die guten Menschen noch böse heißen können, uns um so mehr, wenn wir ihn bitten, gute, heilsame Gaben verleihen werde. Schon einmahl hatte ich jedoch die Ehre vor dieser andächtigen und ansehnlichen Versammlung die Hauptlehre dieser Gleichnißrede nach meinen Kräften zu entwickeln und im Nahmen aller zu beherzigen, so sey es mir denn heute erlaubt, ohne den Hauptzweck unserer Andacht aus dem Auge zu verlieren,

mir einen von den Nebenzügen des vernommenen Gleichnisses zum besondern Gegenstande der Betrachtung auszuwählen. Hierzu ladet, so zu sagen, die Fruchtbarkeit und Reichhaltigkeit der göttlichen Worte ein, der göttlichen Worte, die, wenn wir sie oft und nach verschiedenen Zwischenräumen überlesen und überdenken, uns mit dem Apostel zum Ausrufe der Bewunderung hinreißen: O Tiefe der Reichthümer, der Weisheit und Kenntniß Gottes! Nie erschöpfen wir ihren Sinn, nie durchschauen und übersehen wir das Ganze eines göttlichen Wortes. So finden wir in dem heutigen Evangelium nebst der Hauptlehre von der Güte Gottes, von der Wirksamkeit des Gebethes auch die tröstliche Wahrheit, daß doch die menschliche Natur nicht ganz verdorben ist, daß in dem natürlichen Triebe der Aelternliebe das Menschengeschlecht ein Unterpfand hat, dem zufolge, so lange es noch einen Vater, noch eine Mutter auf Erden gibt, Güte nnd Liebe nie aussterben wird. Wir finden ferner in der Schilderung des einen Freundes, der schon sein Haus geschlossen, schon mit seinen Kindern sich zur Ruhe begeben hatte, und anfangs die Unbequemlichkeit scheute, aufzustehen, um die von dem verlegenen Nachbar verlangten Brote herzugeben.

endlich aber um des fortgesetzten Pochens und Bittens los zu werden, dennoch aufstand und soviel Brot hergab, als nöthig war. — Wir finden, sage ich, in der Schilderung dieses Freundes abermahls ein Zeugniß über die menschliche Natur, das aus dem Munde Jesu, uns zur Ehre gereicht. Wir sind also doch wenigstens so gut, daß wir einen Freund, wenn er uns auch zur unbequemen Stunde kommt, zwar nicht alsogleich, aber doch nach anhaltenden Bitten willfahren, ohne ihn auf eine rauhe und kränkende Art zu entfernen. Aber auch der andere Freund, zu dem der Reisende kam, und der diesem nichts aufsetzen konnte, macht unserem Geschlechte nicht nur keine Unehre sondern verdient unseren theilnehmendsten Beyfall. Das Gastrecht ist ihm heilig; aber gerade außer Stande gesetzt, den Gast einigermaßen zu bewirthen, entschuldiget er sich nicht mit dem Zufall, mit der Unmöglichkeit, sondern versucht zuvor alles, was möglich ist. Sein eigenes Herz, das der Freundschaft und Aufopferung fähig ist, flößt ihm auch Vertrauen zu seinem benachbarten Freunde ein. Dort vermuthet er einen Vorrath von Brot und er scheut sich nicht anzuklopfen, aufzuwecken und seine Bitte vorzutragen. Er mag wohl wissen, daß er diesem

Freunde ungelegen kommt, aber er entschließt sich lieber zum anhaltenden Klopfen und Bitten, als daß er den Gast zu Hause, nach einer ermüdenden Reise so ganz ohne alle Speise und Erquickung das Lager anwiese. Er erhält auch, vielleicht mit einigen Zeichen des Unwillens, aber doch ohne Feindseligkeit die nöthigen Brote und hat nun die Freude seinen Gast einiger Massen zu bewirthen.

Dieser edle, gutherzige Mann, der, da er selbst nicht nach Wunsch dienen kann, für den einen Freund bey dem andern bittet, und durch Fürbitte, durch Einfluß bey anderen seinem Nächsten nützlich wird, dieser ist es, den ich ihnen heute näher bringen will und der mir den Gegenstand meiner heutigen Rede dargebothen hat.

Von der christlichen Fürsprache für den einen Nächsten bey dem anderen Nächsten will ich zu ihnen reden. Ich werde Ihnen zuerst diese Pflicht schildern, dann einige Warnungen hinzufügen, und mit einem tröstlichen Blick auf die Fürsprecher schließen, die wir im Himmel haben und die wir heute anrufen.

Lassen Sie vor allen Dingen die Heiligkeit der Worte Christi, die ich zu erörtern mich bemühe, bey

Ihnen zu meinen Fürsprecher dienen, um dessentwillen Sie mir die Aufmerksamkeit schenken, um die ich Sie bitte.

I.

In Rücksicht der mir vergönnten Zeit beschränke ich die Schilderung, die ich Ihnen von der Pflicht der Fürsprache unter den Menschen zu entwerfen unternehmen, darauf, Ihnen zu zeigen, daß sie einen wesentlichen Theil der christlichen Güte, Billigkeit und Gerechtigkeit ausmache, daß sie die Bande und Beweggründe der Tugend unter uns kräftig vermehre, und daß wir ihre Ausübung nicht unterlassen können, ohne als undankbare Schuldner von der Erde zu scheiden.

1. Daß die Pflicht der Fürsprache einen wesentlichen Theil der christlichen Güte ausmache, kann uns nicht schwer fallen, einzusehen; denn wer ist unter uns, welcher noch glaubte, daß allein das gewöhnliche Allmosen, die Mittheilung einer gewissen Summe, oder einer brauchbaren Sache, zu der Uebung christlicher Liebe und Barmherzigkeit gehöre?

Wir wissen, daß wir Liebe erweisen, so oft wir das leibliche, oder geistige Wohlseyn des Nächsten aus Wohlwollen befördern, sey es, daß wir den hungernden speisen, den irrenden zurecht weisen, den kranken pflegen, oder dem zweifelhaften rathen. Alle diese christlichen Werke der Barmherzigkeit können wir aber entweder allein und selbst ausüben, oder wir haben die Mitwirkung anderer nöthig, ja es kann der Fall eintretten, daß einer von uns selbst seinen bedrängten Nächsten gar nicht zu helfen im Stande ist. Aber wir haben Freunde, deren Vertrauen wir besitzen, Freunde, die helfen können, helfen wollen, Freunde, die uns zu Gefallen sich zu etwas herbeylassen, was sie auf eigene Anregung nicht leisten möchten. Was ist nun natürlicher, als daß wir diese unsere mächtigen, hülfreichen Freunde angehen, ihnen die Lage, die Noth, die Rechtschaffenheit desjenigen schildern, für den wir uns verwenden, und durch diese Fürsprache dem Hülfe verschaffen, dem wir sie selbst durch eigene Kraft nicht leisten können? Mit dieser Gesinnung hat der heil. Apostel Paulus den rührenden Brief an den Philemon geschrieben und sich für dessen Sclaven Onesinnus verwendet, der ihm entlaufen war. „Hältst du mich für deinen Freund,“

schreibt Paulus, „so nimm ihn wie mich selbst auf.“ Mit dieser Gesinnung bathen die Apostel bey den reicheren Gemeinden für die Aermeren! Mit dieser Gesinnung kam der Hauptmann des Evangeliums, kamen so viele Väter und Angehörige von kranken Personen zu Jesu, und bathen ihn, die armen Leidenden zu heilen. Und wenn uns hier auch ein Blick in die Weltgeschichte erlaubt ist, — mit eben dieser Gesinnung reisete einst der edle, aber selbst ohnmächtige Las Casas über die Meere und bath am Fuße des vaterländischen Thrones, um Hülfe für die unterdrückte Menschheit der neuentdeckten Welt! Und wenn wir uns Beyspiele solcher Fürsprache lebhaft vorstellen, können wir unseren Herzen widersprechen, welches so warm fühlt, hier sey Güte, hier sey Edelmuth ausgeübt worden. Und da wir als Christen an das Gesetz der Liebe glauben, die Fürsprache aber einer von den Beweisen christlicher Nächstenliebe ist, können wir uns wohl sträuben, die Fürsprache als eine Pflicht der Güte anzuerkennen?

2. Weniger werden wir aber geneigt seyn, die Fürsprache als eine strenge Pflicht der Gerechtigkeit anzunehmen. Ich gestehe es, es ist schwer, die Fälle genau zu bestimmen, in welchen wir es von je-

manden als eine Schuldigkeit fordern können, für uns zu sprechen. Es streitet oft so sehr mit der guten Ordnung, mit der dem Obern schuldigen Ehrfurcht, daß wir das, was sie vielleicht wirklich zu thun verbunden sind, als strenge Pflicht fordern und verlangen. Wer Fürsprecher braucht und sucht, bleibe bey der bescheidenen Bitte, bey dem anständigen Gesuche! Aber es ist nicht schwer, die Fälle anzugeben, in welchen der nachdenkende Christ von selbst seine Verbindlichkeit, einen Fürsprecher zu machen, als die strengste, unnachläßigste Pflicht empfinden soll, — als eine Pflicht, nach deren Erfüllung er sich nicht allzusehr mit dem Selbstlobe der bewiesenen Freundschaft und Güte schmeicheln, nach deren Unterlassung er sich ernstliche, strenge Vorwürfe machen soll.

In diesem Falle befinden sich alle jene, denen die Sorge für andere von Gott und dem Staate anvertraut ist. Aeltern, Vorsteher und Obrigkeiten aller Art, wenn sie die Hülfsbedürftigkeit ihrer Kinder, ihrer Untergebenen einsehen, und nicht selbst zu helfen vermögen, sind Kraft ihrer Würde strenge verbunden, für die Ihrigen durch Fürsprache und Fürbitte dort, wo Hülfe wohnt, zu wirken. Nicht blosse Gnade und Güte ist es, was sie in dieser Lage aus-

üben, es ist strenge Pflicht; sie kann ohne Ungerechtigkeit nicht unterlassen werden. Denn warum beugt das göttliche und menschliche Gesetz den Sohn ohne Widerrede unter den Vater, den Untergebenen unter die Obrigkeiten, als weil es dem Höheren bey den Ansprüchen auf pünktlichen Gehorsam und auf Ehrfurcht von Seite der Niederen, die heilige Pflicht auferlegt, für den gehorchenden und unterthänigen Theil liebevoll zu sorgen. Sollte der heil. Apostel nur einen Mangel an Huld und Gnade haben tadeln wollen, wenn er über jene, denen das Wohl der Ihrigen gleichgültig ist, das Urtheil spricht: (1 Tim. V. 8.) Wer für die Seinigen, sonderlich für seine Familie nicht sorgt, hat den Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Haide?

In demselben Falle die christliche Fürsprache als eine strenge Pflicht auszuüben befindet sich jeder Christ, wenn er nahe genug bemerkt, daß man im Begriff ist, aus Irrthum, Abneigung oder Eigennutz eine schreyende Ungerechtigkeit zu begehen. Sollen wir hier einen Unterschied machen zwischen der Pflicht, die der Mächtige hat, das Unrecht befehlend und herrschend zu hindern, und zwischen der Verbind-

lichkeit desjenigen, dem nur Fürbitten, nur Fürsprache, nur bescheidene, aber kräftige Gegenvorstellungen erlaubt sind? Ruft nicht das Elend des Unterdrückten uns allen zu: Rette mich! Rette mich! Thue für mich, was du kannst! Handle für mich! und darfst du dieß nicht, rede für mich, wenn es dir erlaubt ist! Da sich Paulus für den Onesimus, der doch gegen seinen Herrn gefehlt hatte, sich so herzlich verwendete, um wie viel mehr sollen wir für die Unschuld mit Herzlichkeit und Wärme reden! Wie oft finden wir nicht im menschlichen Leben Gelegenheit, jemanden eine unverdiente Abneigung vor einem Menschen zu benehmen, der hervorgezogen, dem Staate nützlich werden könnte? Wie oft finden wir nicht Gelegenheit, für den Schüchternen, der sich nicht geltend zu machen weiß, ein gerechtes Wort einzulegen? Wie oft kann es uns nicht gelingen, auf diesem Wege den Nächsten vom Untergange seiner Ehre, vom Verlust seines Auskommens zu retten? Und wir sollten hier nicht lebhaft, nicht entschieden fühlen, daß Fürsprache zum mindesten **billig** sey? Und wenn es schon in dringenden Fällen für jeden strenge Pflicht ist, durch Fürsprache Unrecht zu hindern, wie groß wird erst diese Verbindlichkeit bey jenen, die ihres

Amtes wegen, zwar nicht die höchste Gewalt haben zu gebiethen und zu verbiethen, die aber vermög ihrer Eide verbunden sind, allzeit für die Sache des Rechtes und der Unschuld zu sprechen?

3. Klar ist der Einfluß dieser Pflicht, wie sie erfüllt wird, auf das Wohl der Welt. Ich enthalte mich der Beschreibung und Aufzählung des Glückes, daß wir durch christliche Fürsprache unter unsere Nächsten verbreiten können und mache bloß darauf aufmerksam, welchen Gewinnst die Tugend überhaupt, die sittliche Verbindung der Menschen aus der erfüllten Pflicht der Fürsprache davon trage. Groß ist er, dieser Gewinnst; unläugbar ist es, daß die Bande der Tugend durch Fürsprache gestärkt, daß die Beweggründe zur Tugend durch sie selbst mächtig vermehrt werden.

Leider werden die Menschen auch durch Furcht, Zwang und Noth zusammengehalten, und oft kann es nicht anders seyn. Aber auch Vertrauen, Liebe und dankbares Gefühl des Glückes können uns mit einander verbinden, und diese nenne ich Bande der Tugend. Es kann keine Frage seyn, welche Verbindungsmittel uns nach Gottes Ebenbild erschaffenen Wesen am besten ziemen. Wer wird noch fragen

ob es dem Menschen anständiger sey, gleich dem unvernünftigen Thiere sich durch Stock, Ketten und Hunger leiten zu lassen, oder mit einem Vorschmack englischen Daseyns der sanften Gewalt des christlichen Vertrauens, der Liebe und der Dankbarkeit zu folgen? Was ist es aber, das um uns so viele jener edlen Banden schlingt, als die christliche gegenseitige Fürsprache? Wie viele Freude, wie viele Liebe, wie viel Vertrauen wird nicht bey der Fürsprache erzeugt, bewiesen, genossen? Der Hülfsbedürftige vertraut auf Bemühung des Fürsprechers und auf die Empfänglichkeit des Angesprochenen. Der Fürsprecher vertraut auf die Güte des Beschützers und auf die Verdienste des Empfohlenen; der Beschützer aber auf die Gewissenhaftigkeit des Fürsprechers und Unschuld des Bedürftigen. Derjenige, der auf eine Fürsprache etwas gewährt, hat das doppelte Vergnügen, sich zugleich den Fürsprecher und den, für welchen gesprochen wurde, zu verbinden. Derjenige, der durch Fürsprache etwas erhielt, hat das doppelte Vergnügen, zugleich in den Fürsprecher und in dem, bey welchem fürgesprochen wurde, seinen Freund und Wohlthäter zu sehen. Und der beneidenswerthe Fürsprecher selbst, der, wie ein guter Engel, zwischen den Armen und

Reichen, zwischen dem Mächtigen und Schwachen, zwischen dem Richter und Beklagten tritt, und beyde mit einander durch Wahrheit und Güte verbindet, o wer mahlet seine Freude, wenn seine Worte ein gutes Erdreich gefunden, wenn seine Vorstellungen durchgedrungen haben, wenn er dem Armen Hülfe, dem Schwachen Schutz, dem Unschuldigen Ehre, dem Verdienste Belohnung ausgemittelt hat? Vergebens! — Wir fühlen es, es sey genug.

Die Geschichte lehrt, daß ein mächtiger Staat der Vorwelt in dem Band, das den Fürsprecher und den Bedürftigen umschließt, ein heiliges Unterpfand seiner inneren Stärke, und Einigkeit besaß, und daß als diese heiligen Verhältnisse zwischen Patron und Clienten nicht mehr geachtet wurden, das Gemeinwesen seinem Verfall zueilte. Es war ein freywilliges, ein sittliches Band, ein Band mit dem wir uns in jeder Staatsverfassung verbinden können, verbinden sollen.

Doch wir haben die Beyspiele aus der Weltgeschichte nicht nöthig, wenn wir nur den großen Glaubensartikel von der Gemeinschaft der Heiligen verstehen können, verstehen wollen. Gemäß diesen umschließt die Lebenden und die Verstorbenen,

die schon Seligen, und die noch zu reinigenden Seelen das gemeinschaftliche Band der Fürbitte bey Gott. Wenn wir von dieser Lehre recht durchdrungen sind, wenn wir mit Freuden in jedem noch lebenden oder schon verstorbenen Mitbruder entweder einen unserer Fürsprecher bey Gott oder einen Gegenstand unserer Fürsprache bey Gott erblicken: soll uns die gegenseitige Fürsprache bey Menschen nicht eben so natürlich seyn?

Wenn wir aus unserem Kreise, aus unserem Stande auf Höhere sehen, pflegen wir zu sagen: der gilt Alles bey dem und dem; wenn der für mich ein Wörtchen sprechen wollte! Laßt uns auch, wenn wir auf Niedere abwärts sehen, denken: dem könnte mein Vorwort sehr nützlich seyn, er verdient es, ich will für ihn sprechen. O, daß dieses freywillige, sittliche, christliche Band der Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit die verschiedenen Stände aneinander schlöße! — daß sich niemand von dem großen Körper dessen Haupt Christus ist, als ein sich selbst genügendes Glied, losrieße! daß die Gemeinschaft der Heiligen, d. i. der Christen doch nur zuerst auf der Erden schon recht sichtbar wäre! dann würde Neid und Mißgunst aus unserer Mitte schwinden,

dann würden die einen nicht mit Verachtung und Hohn herab, die anderen nicht mit Neid und Schelsucht hinaufblicken, dann würde der Staat, dann würde die Kirche bey ihren Forderungen immer einige, immer willfährige Gemüther finden, und wir würden das tägliche Gebeth um Abwendung armer betrübter und müheseliger Zeiten Gott mit weniger Bangigkeit vortragen. So wichtig für Tugend und dadurch für öffentliche Glückseligkeit ist die Pflicht, von der ich rede. Und wir sollten sie nicht ausüben wollen? Wer wäre der, der nie für seinem Nächsten gute Worte reden, nie für ihn sprechen wollte? Ein Undankbarer, ein niedriger Mensch, der als ein Schuldner aus der Welt geht. Denn wer unter uns, der den Lauf seines Lebens durchblickt, muß nicht gestehen, daß er manches Glück einer gütigen Fürsprache zu danken hat? Wie viele Schritte und Tritte, wie viele Worte und Bitten haben nicht unsere Aeltern, Freunde, Verwandten, Vormünder, selbst Unbekannte für uns verwendet? Wo wäre unsere Ehre, wenn sie niemand in unserer Abwesenheit durch Fürsprache gerettet hätte? Auf welcher Stuffe der Beförderung ständen wir, wenn kein Fürsprecher ein günstiges Zeugniß geben

hätte? auf welchem Grade des Wohlstandes wären wir, wenn kein Fürsprecher das Vertrauen, das man zu uns faßte, unseren Geschäftsfreunden eingeflößt und uns so Credit, wie wir sagen, verschafft hätte? Und wir wollten nicht deßgleichen thun? Wir wollten nur die Früchte von dem Baume essen, den andere gepflanzt haben, und der Nachwelt keinen Nachwachs unterlassen? Wir wollten an der Mitwelt und Nachwelt nicht vergelten was wir unseren Zeitgenossen und den Voraltern zu verdanken haben? Nein! Wir müßten nur als Schuldner aus der Welt gehen, wir müßten nur den Glaubensartikel der Gemeinschaft der Heiligen abschwören wollen. Und da sey Gott davor! — Dieß meine Schilderung der Pflicht von Fürsprache.

Sollte es bey einer so erklärten, so verstandenen Pflicht noch nöthig seyn, Warnungen hinzuzufügen? Wollen wir durch Anhängsel und Besorgnisse den angefachten Eifer wieder abkühlen? Nimmermehr, sondern nur auf einige Hauptklippen dieser Pflicht hindeuten.

II.

Wir müssen uns ernstlich bey Ausübung dieser Pflicht von jenen Abwegen hüthen, die uns bey jeder Tugend um den himmlischen Lohn derselben bringen können. Diese Abwege sind Eigennutz und Heucheley. Wehe dem, der sich seine Fürsprache von dem armen Hülfsbedürftigen theuer vergelten läßt, der nur dann fürspricht, wann er für sich keine Gefahr und lauter Nutzen sieht, er hat seinen Lohn dahin! Wehe dem, der nur dann fürspricht, wenn er weiß, daß der Mächtige ohnehin schon sein wohlwollendes Auge auf den zu Empfehlenden geworfen hat, er gehört zu den Heuchlern und Pharisäern, und hat seinen Lohn dahin.

Außer diesen Abwegen müssen wir uns auch von jenen hüthen, die dieser Pflicht besonders eigen sind, und diese heißen Unbescheidenheit, Partheylichkeit. Unbescheiden ist jener, der sich in den Kopf setzt, überall nicht sowohl den Fürsprecher als den Rathgeber spielen zu wollen, der ohne Unterschied, er mag irgendwo Vertrauen besitzen oder nicht, den einen herabsetzt um den andern

zu loben; der statt zu bitten, fast gebiethet und fordert; der sein Zeugniß überall für den entscheidenden Grund will geltend machen, der Jedermann seiner Verwendung versichert und sich gegen jeden Jammernden die Miene gibt, als könne er ihm durch sein Vorwort helfen.

Partheylich ist aber jener, der nicht etwa nur, wenn Alles übrige gleich ist, zuerst für seine Kinder für seine Verwandten, Angehörigen und Freunde spricht, sondern der ohne Rücksicht auf Würdigkeit, nach Neigung und Wohlgefallen für den einen spricht, für den andern schweigt. Dieser Partheylichkeit liegt ein gewissenloser Leichtsinn zum Grunde; denn wer öfters Unwürdige empfohlen hat, wird nicht nur das Vertrauen, das der Mächtige auf seine Fürsprache setzet, ersticken, und ihn vielleicht für die Folge abgeneigt machen, für einen Würdigen etwas zu thun, sondern er versündiget sich auch an dem Gemeinen Beßten, da er die Wohlthaten den Dürftigen und Würdigen entzieht und wenn es sich um Aemter handelt, solche Leute empfiehlt, deren Unfähigkeit und schlechter Charakter der allgemeinen Glückseligkeit tiefe Wunden schlagen werden. Bewahren wir uns vor die Fehler und wir können getrost unsere Bekannt-

schaften und freundschaftlichen Verhältnisse mit anderen, unseren ganzen Einfluß zu einer Fürsprache verwennden, welche eine so christliche, so herrliche Tugend ist. O daß unser Herz erfüllt wäre, von dem Antriebe zu dieser Pflicht!

Hat diese Betrachtung uns geneigt gemacht, ehrwürdige Fürsprecher unseres Nächsten zu werden, so haben wir uns mit Empfindungen erfüllt, die ganz zu dem heutigen Tage passen. Denn welchen besseren Vorsatz könnten wir machen, als den, die Gesinnung jener himmlischen Fürsprecher anzunehmen, die wir heute anrufen.

Hört es, ihr seligen Bewohner des Himmels! Hört es ihr vollendeten Geister! die ihr euer Ziel schon erreichet habet. Höret es, ihr reinen Engel, die ihr seit dem Augenblicke euerer Erschaffung euerer Bestimmung immer getreu bleibt, an uns zärtlichen Antheil nehmet und für uns bittet. Höret es, ihr würdigen Apostel, die ihr bereits die Sitze eingenommen habet, auf denen ihr die zwölf Stämme Israels richten werdet. Höret es ihr, heldmüthigen Martyrer! Du jungfräuliche Mutter des Heilandes, die du in dem Sohne das ganze Menschengeschlecht liebtest und liebest! Höre es du selbst, o Jesu! der

du zur rechten Hand des himmlischen Vaters sitzest, bis du kommen wirst, uns zu richten und uns indeß bey dem Vater vertrittst, für uns bittest, uns vermittelst. Höret es ihr alle deren Fürbitte wir heute verlangen. Um euerer Fürsprache im Himmel würdig, um ihrer sicher zu seyn, wollen wir euerer schönen, himmlischen Bestimmung auf Erden nachahmen, wir wollen fürsprechen für die Armen, für die Unschuldigen; wir wollen das Band des Vertrauens, der Liebe, der Dankbarkeit bey dem Menschengeschlechte befestigen. Wir leben des sicheren Glaubens, daß wir dadurch Freude, Glück und Sittlichkeit auf Erden verbreiten, daß wir dadurch, so lange wir selbst hienieden wallen, eure Fürbitte erflehen und nach fleißig geübter Fürsprache auf Erden einst zur Belohnung im Himmel mit euch die Bitten unserer auf Erden zurückgelassenen Brüder vor dem Throne des heiligen Gottes bringen, sie mit unserer Fürsprache unterstützen und in der Erhörung derselben unsere reinste Seligkeit finden werden.

Amen.

Ueber die

Hoffnungen des christlichen Bürgers.

Mit Beziehung auf die Zeitumstände.

Gehalten

am ersten Sonntage des Jahres 1814.

Als er erfahren hatte, daß Archelaus in dem Judenlande statt seines Vaters Herodes regierte, fürchtete er sich dahin zu ziehen. Math. II. 22.

Eingang.

Herodes, welcher, um Jesum zu tödten, den Kindermord von Bethlehem befohlen hatte, war gestorben, und Joseph zog mit seiner Familie freudig in sein Vaterland, in das Land Israel zurück. Nun hoffet er in heimischer Luft wieder leicht zu athmen, doch ach! er erfährt, daß Archelaus ein ebenfalls grausamer und argwöhnischer Fürst seinem Vater Herodes in der Regierung gefolgt sey, und neue Furcht ergreift sein Herz. Er sucht Archelaus Nähe zu vermeiden, und zieht in das Land Galiläa nach Nazareth, wo er sich sicher glaubt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So, geliebte Zuhörer! unter einem ewigen Wechsel von Furcht und Hoffnung, von Hoffnung und Furcht zieht der Mensch durch sein Leben und selbst am Rande des Grabes streiten nicht selten noch Hoffnung und Furcht um sein Herz. Es war des Schöpfers Wille, daß diese zwey Gefühle unsere mächtigen und getreuen Gefährten seyen, und wir wünschen wenigstens die eine Begleiterinn, die Hoffnung, nie von uns hinweg. Dieser Wunsch ist löblich. Denn, wenn schon die Furcht nothwendig, und gewissermaßen ein Anfang der Weisheit ist, so ist sie doch nie die Vollendung derselben, nie dasjenige Gefühl, welches den bessern Menschen auszeichnet. Der Böse zittere und fürchte, der Gute hoffe und vertraue, und fühle zugleich, daß die Hoffnung es werth ist, unter den drey göttlichen Tugenden zu prangen, welche den Geist einer echt christlichen Sinnesart in sich schließen. Lassen Sie uns also, g. Z. dahin arbeiten, daß die schöne, christliche Hoffnung immer unsere Brust beseele, daß wir nicht nur, ohne Furcht und Angst, sondern auch mit heiteren Ahndungen in das Leben vorwärts, ja über das Leben hinausblicken.

Doch, traurig, g. Z., ist oft das Erwachen aus

einem schönen Traume, schmerzlich sind die getäusch-ten, verführerisch die übertriebenen Hoffnungen. Es muß uns alles daran liegen, daß keine Irrlichter uns täuschen, daß der Anker unserer Hoffnung immer festen Grund fasse, daß wir nur dasjenige hoffen, was wir mit Sicherheit erwarten können.

Welches wären denn aber die sicheren Gegenstände unserer Hoffnung? Was darf, was soll der Christ hoffen? Ich antworte: der Christ hoffe bey Arbeitsamkeit das Nothwendige! er hoffe Trost und Hülfe im Unglücke! er hoffe Gottes Beystand zum Guten, und Vergebung seiner Sünden! er hoffe den Sieg des Guten auf Erden und den Lohn der Tugend im Himmel! Diese Antwort genauer auseinander zu setzen, Ihnen die Gegenstände der christlichen Hoffnung zu erklären und Sie zugleich mit diesem seligen Gefühle selbst zu erwärmen, ist Zweck meiner heutigen Rede.

Zu der Wahl dieses Stoffes hat mir nicht nur das heutige Evangelium, sondern auch der heutige Tag als der zweyte eines neuen Jahres Veranlassung gegeben. Was werden wir in diesem Jahre erleben? was haben wir von diesem Jahre zu hoffen? — sind Fragen, die sich uns allen in diesen

Tagen von selbst aufdringen. Mir aber, der ich in diesem Jahre nun wieder die Bestimmung habe, Sie an den Sonntagen durch Religions-Vorträge zu erbauen, und heute diese meine Laufbahn eröffne, mir ist Hoffnung und Muth unentbehrlich, wenn es mir gelingen soll, Ihre geneigte Aufmerksamkeit zu erwerben, um die ich für heute und für alle Sonntage dieses Jahres, bitte.

Abhandlung.

1.

Wie genügsam und himmlisch gesinnt wir auch seyn mögen, so können wir dennoch nicht aller irrdischen Dinge entbehren, so lange unsere Seele in der Hülle dieses Leibes wohnt. Darum sage ich zuerst: hoffe, o mein christlicher Bruder, immerhin bey redlicher Selbstbemühung das, was dir auf Erden nothwendig ist. Bey redlicher Selbstbemühung, sage ich, denn Wunder dürfen wir nur in der größten Noth, nur dann erwarten, wenn alle unsere Kräfte bereits erschöpft sind; und Gott gab ja uns allen mannigfaltige Kräfte, und diese Kräfte sind es, womit wir

uns unter seinem Segen das Nothwendige zu erwerben haben. Sehet an die Vögel der Luft, spricht der Heiland in jener wohlbekannten Stelle, sie säen nicht, ärnten nicht, sammeln auch nicht in die Scheunen und doch ernährt sie euer himmlischer Vater! Seyd ihr denn nicht mehr, als sie? Sehet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und doch versichere ich euch, Salomo in seiner höchsten Pracht war nicht so schön bekleidet, wie eine von ihnen. Wohl zum Vertrauen auf den Reichthum der göttlichen Gnade, doch nicht zur Unthätigkeit will der Heiland uns anleiten, wenn er uns die Vögel der Luft und die Lilien des Feldes betrachten heißt. Ja, die Vögel säen nicht, ärnten nicht, und sammeln nicht in die Scheuer, weil sie nicht säen, ärnten und sammeln können; ihr aber, o Menschen, seyd mehr als sie, ihr könnet säen, ärnten und sammeln, thuet es also, und erwerbet euch durch euere Kräfte, durch welche die Vorsehung gewöhnlich für euch sorgen will, das Nothwendige. Die Lilien arbeiten nicht, und spinnen nicht, weil sie nicht zu arbeiten und zu spinnen

verstehen, ihr aber, o Menschen, ihr verstehet mancherley Künste, ihr könnet sie lehren, lernen und ausüben. Thuet es, und erwerbet euch so das Nothwendige. Weder Thiere noch Pflanzen finden ganz unthätig und müssig dasjenige, was ihnen nöthig ist. Wie weit muß nicht oft ein Vogel fliegen, wie oft sich zur Erde senken und wieder aufsteigen, bis er so viel Nahrung findet, als ein Tag erheischt. Wie geschäftig ist die Biene und wie haushälterisch! Sie benützt die Zeit der Blühe und sammelt Honig für die übrigen Jahreszeiten. Die Pflanzen aber, zwar ohne Leben und Empfindung, breiten doch ihre Wurzeln dorthin aus, wo sie die meiste Nahrung finden. Der Baum neiget seine Aeste über den Bach und die Blume wendet ihre Blätter der Sonne und dem Lichte zu.

Also, mein christlicher Bruder, **nur bey** redlicher Selbstbemühung hoffe das Nothwendige und **nur das** Nothwendige. Zwar ist das Füllhorn der göttlichen Güte unerschöpflich; sie kann, sie will auch Ueberfluß über ihre Kinder ausschütten. Aber erwarten wir ja den Ueberfluß nicht mit Sicherheit. Es ist uns nicht gestattet, um den Ueberfluß zu bethen, also sind wir auch nicht berechtiget, ihn zu hoffen. Um das täg-

liche Brod, um das Nothwendige, sind wir angewiesen zu bethen, dieses wollen wir hoffen. Was uns der Ewige über das Nothwendige noch gewähret, wollen wir mit Dankbarkeit annehmen und mit Weisheit gebrauchen, doch unsere Seele hange nicht daran, sie lechze nicht nach dem, dessen sie doch so wohl entbehren kann, und so oft entbehren muß. Die Gestalt dieser Welt geht vorüber, die Güter wandern von einem Besitzer zum andern, nicht jeder stirbt in Pallaste, der im Pallaste geboren ist. Ehre, Ansehen, Macht, Gunst und Reichthum sind wankende Schätze. Ein unüberlegter Schritt, ein gemißdeutetes Wort, ein übelgehütheter Feuerfunke können alles dieses zerstören. Und, ach! daß nur das ganz Ueberflüßige so unsicher wäre! Auch das Nothwendigere, auch ein mäßiges Einkommen, auch die dem Stande angemessene Ehre, auch die Freundschaft der Guten kann durch eine Verkettung von Umständen erschüttert werden. Auch der Glücklichste schläft nicht immer auf Rosen, und kaum vergeht uns ein Jahr in dem nicht wenigstens einige Nächte durch Kummer und Betrübniß schlaflos wären. Gott will uns prüfen und läutern, er sendet gute, er sendet böse Tage, er wird auch in diesem Jahre

uns vielleicht Tage senden, an welchen wir seufzen, klagen, uns unglücklich fühlen werden! Doch deswegen fürchte und zage nicht mein christlicher Bruder, im Gegentheile hoffe!

2.

Hoffe auf Trost und Hülfe im Unglücke. Nicht um dich zu zermalmen sendet der Herr den Schmerz über dich, und wenn der Schmerz dir unerträglich scheinet, so rufe doch mit Job zu Gott: auch wenn er mich tödtet, will ich auf ihn hoffen. Bist du unschuldig an deinem Unglücke, so ist ja deine Unschuld selbst dir schon ein Trost; wenn du auch leidest, und gleichsam gestrafet wirst, dein Herz spricht dich frey. Du opferst mit Ergebung deine Schmerzen dem Vater auf, der dich nicht würde leiden lassen, wenn diese Leiden nicht zum Besten der Welt, nicht zu deinem eigenen, höheren Glücke nöthig wären. Lerne und übe nur die Tugenden, welche das Unglück erheischt! Sey besonnen, suche die Quellen desselben zu entdecken, suche seine bösen Folgen zu mildern, wenn sie nicht zu tilgen sind! Denke an den Allwissenden vor dessen Vateraugen du leidest, vertraue dich ei-

nem treuen, theilnehmenden Freunde an, und es wird dir auch unter den größten Leiden nie an Trost gebrechen.

Hast du aber dein Unglück dir selbst zugezogen, o so küsse dankbar die Hand, die dich züchtiget und bessert! Erkenne deine Fehler, lege sie ab, werde ein anderer Mensch, und das Gefühl, daß du einen Irrweg verlassen und die rechte Bahn wieder eingeschlagen hast, wird dich mit Trost erfüllen, und oft zugleich dem Uebel abhelfen.

Doch es wird uns nicht immer gelingen, genau zu entscheiden, ob wir an unseren Schmerzen selbst Schuld seyn oder nicht. Wir dürfen annehmen, daß wir an den meisten Leiden des Lebens weder ganz schuldig noch schuldlos sind. Auch der Gerechte fehlt sieben Mahl des Tages. Auch der Gerechte nehme also willig seinen Theil an den Leiden dieses Lebens auf sich, und ohne genau bestimmen zu wollen, ob er gegen die göttliche Gerechtigkeit im Rückstande sey, oder etwas zu Guten habe, ziehe er sittlichen Vortheil aus seinen Leiden, sein Geist werde immer vollkommener, sein Herz immer besser und sein Trost sey der: daß ein heiliger Vater durch Sturm und Stille, durch Regen

und Sonnenschein zur Vollendung führen will. Er hat alles wohl gemacht. Sein Wille geschehe.

Ja, nach Vollendung, nach Veredlung der Seele streben, dieß ist unsere Pflicht in guten und bösen Tagen. Dieß ist unsere Bestimmung durch alle Jahre unseres Lebens; dieß ist auch die Bestimmung dieses Jahres, das wir bereits begonnen haben. Diese Bestimmung zu erfüllen, ist eine entschiedene, aber auch schwere Pflicht Wir haben uns vor Irrthümern rein zu erhalten, wir sollen die Wahrheit in uns aufnehmen, unsere Brust soll von reinen und edlen Gefühlen sich heben, die rohe Begierde soll verstummen, der Wille soll das Gute erwählen, das Gewissen soll immer siegen. Schwacher, gebrechlicher Mensch, wie wird es dir ergehen, bey dem Bestreben deine hohe Bestimmung zu erfüllen? wirst du siegen in der Stunde der Versuchung? wirst du nicht abfallen von deinem Gotte, wirst du nicht dem Mammon, dem Ehrgeitze, der Ueppigkeit dienen? solltest du nicht lieber dein ganzes Bestreben aufgeben, da du so schwach und ohnmächtig bist? Wäre es nicht gerathener, ohne vergeblichen Kampf vor der Gewalt der Sünde die

Waffen zu strecken? — Nein, mein christlicher Bruder! weg mit Feigheit und Furcht! strebe muthig nach dem Guten, und

3.

Hoffe auf Gottes Beystand zu allem Guten. Er liebt die Wahrheit, er liebt die Tugend. Sie sind sein Reich, und sein Reich erweiterst du, wenn du Wahrheit und Tugend in dir und anderen verbreitest. Wird er dich allein und ohne Hülfe lassen, wenn du in seinem Dienste kämpfest! Er gab dir den Durst nach Gerechtigkeit, er wird ihn stillen. — Siehe, wie er dir sichtbar dein Bestreben erleichtert! So viele Gelegenheit gibt er dir, die Wahrheit mit Nutzen zu hören und zu sagen, so viele Veranlassung zu den edelsten Gefühlen der Andacht und Liebe, so viele Gelegenheit, Gutes zu sehen und zu thun! Das Evangelium wird dir verkündiget, gute Beyspiele werden dir vorgestellet, zum heiligen Abendmahle bist du geladen, vereinigen kannst du dich mit Jesu und seinen Bekennern, dich befestigen in dem Bunde der Liebe! Verständige gute Menschen läßt dich Gott finden, die dir in deinen guten Bestrebungen rathen, die mit dir zugleich das Gute

wirken, mit dir gemeinschaftlich arbeiten! — Nein, du wirst im Dienste der Tugend nie allein und verlassen seyn, und wenn du auch keinen sichtbaren Beystand erfährst, du bist dennoch nicht verlassen. Der Unsichtbare ist um dich, er höret dein Flehen, er sieht dein Ringen, er träuft Balsam in dein Herz, er stärket deine Seele, er sendet nach der Stunde der Versuchung dem, der darin bestand, die Engel zum Dienste. Darum lasse nie nach im Guten, und hoffe ewig auf Gottes Beystand dabey! — Wehe dir, wenn du lange träge und fahrlässig warst in dem Streben nach dem Guten! Wehe dir, wenn dein Gewissen dir eine Reihe von Uebertretungen vorhält, wenn die Busse dich erst reinigen, wenn du aus der Ferne dich erst wieder zurecht finden mußt. Wie viel hast du vorloren und versäumt! Wie weit wärest du schon jetzt auf dem Wege zum Himmel vorgerückt, wenn du immer auf diesem Wege geblieben wärest. Nun mußt du erst wieder einlenken, sollst deine Schritte verdoppeln, und — wenn du sie auch verdoppelst, hättest du sie nicht ohnehin allezeit verdoppeln sollen? Nun aber, da das Gefühl deiner Schuld auf dir lastet, da du wieder ein Neuling in dem Dienste der Tugend bist, wird es dir wohl ge-

lingen, deine Schritte zu verdoppeln? wirst du nicht oft in deine Schwäche zurückfallen? wirst du nicht an deiner Besserung, an Gottes Gnade verzweifeln? — O hüthe dich davor! o verzage nicht, verzweifle nicht! Hast du auch gesündiget, und ist deine Rückkehr aufrichtig und echt, o so

4.

Hoffe Vergebung deiner Sünden! Der Herr will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er lebe, und sich bekehre. Nicht um unserer Stärke, sondern um unserer Schwäche willen hat die Vorsicht so viele Anstalten zu unserer Besserung und Beruhigung getroffen. Nicht um der Gerechten sondern um der Sünder willen war Jesus in die Welt gekommen. Zu einem Sünder spricht er die tröstlichen Worte: Stehe auf mein Sohn und sündige nicht mehr! Für die Sünder erzählt er das Gleichniß von dem verlornen Sohne, den, als er heimkehrt, der Vater mit offenen Armen aufnimmt. Für die Sünder bethet, die Sünder entschuldiget, für die Sünder stirbt der Heiland am Kreuze, damit der Mensch im Vertrauen auf Gottes Vatergüte muthig die Sünde verlasse, und

ohne Furcht, verstossen zu werden, freywillig vor dem Richterstuhle des Allheiligen erscheine, sich dort selbst anklage, Besserung gelobe und Vergebung hoffe. — Sind wir ja doch Sünder allesammt, wir alle straucheln, dennoch ist uns das Streben nach dem Guten gebothen, dennoch der Beystand dazu uns verheißen. Was aber kann mehr unsere Schwäche zum Guten stärken und entflammen, als der Gedanke: daß Gott alle Missethat von uns hinweggenommen, daß er, wenn unsere Sünden auch roth wären, wie Scharlach, sie weißer wasche, dann Schnee; als der Gedanke und Glaube: daß das Wohlgefallen und die Liebe des heiligen Gottes, auch wenn sie schon verwirkt wären, durch eine aufrichtig und wahre Busse wieder gewonnen werden können? Darum halte fest an diesen Glauben, o mein christlicher Bruder! fasse Muth und hoffe, so wahr dir Gottes Beystand zum Guten gewiß ist, auch die Vergebung deiner bereueten und gebesserten Sünden! Mit diesem Trost ausgerüstet, sey standhaft im Dienste der Wahrheit und Tugend! Strebe mit unerschütterlichem Muthe, denn mit Gottes Beystand wirst du das Gute, nach dem du strebest auch wirklich

erreichen! Dir winkt die Vollendung, dir lächelt der Sieg. Nie verloren ist die Mühe des Gerechten, nie ganz vergeblich der wahrhaft fromme Wunsch. Hoffe, o mein Bruder, wenn du redlich nach dem Guten strebst.

5.

Hoffe getrost auf den Sieg des wahrhaft Guten! — Doch, wie lasse ich mich verlauten? was habe ich ausgesprochen? will ich Sie zu keiner verwegenen Hoffnung bereden? Sind auf Erden nie gute Fürsten besiegt worden? Ist der Tugendhafte nie in Schmach vergangen? Hat nicht Christus, der Reine, zwischen zwey Missethätern geblutet? Und das Gute sollte auf Erden siegen? Und auf diesen Sieg soll der Christ hoffen dürfen?

Verstehen wir uns, geliebte Freunde, wer einen guten Baum pflanzet, sieht und genießt nicht immer selbst die Früchte desselben, aber sein Sohn oder Enkel sieht und genießt sie wohl. Wer in der Schlacht für sein Vaterland kämpft, sieht nicht allzeit den Triumph, er fällt vielleicht früher, als der Sieg entschieden ist, aber er hat ihn miterkämpft und das Vaterland triumphirt. Mit einem Worte, wer nach

dem wahrhaft Guten und Rechten strebt, sieht nicht allzeit selbst den ganzen Erfolg; aber wenn nur das Bestreben echt war, so ist auch der Erfolg gewiß. Von dieser Wahrheit ist die Geschichte voll. Moses lebte ganz einem großen, edlen Plan, er führt mit Gottes Beystand die Hebräer aus der Sclaverey, vereiniget sie in ein Volk, führet sie an die Gränzen des gelobten Landes, ihm selbst ist es nicht vergönnt in diesem schönen Lande zu leben und zu sterben, doch sein Werk ist nicht verloren, sein Volk setzt sich wirklich in Canaan fest, und die Kenntniß des wahren Gottes ist auf Erden erhalten. Christus, der größere Prophet, auf den Moses hinweiset, stirbt in der Blüthe seiner Jahre, verkannt, geschmähet, verachtet; seine kleine Schaar zerstreuet sich; er stirbt, doch seine Anstalt nicht, seine Kirche nicht, seine Lehre nicht. Die Apostel predigen unter Verfolgungen das Evangelium, den meisten von ihnen und einer großen Anzahl ihrer Schüler kostet das Bekenntniß der Religion des Kreuzes das Leben, doch sie, diese Religion, stirbt nicht aus, und das Blut der Märtyrer wird der Same neuer Christen. — Ich will mich hier nicht in die weitläuftige Erzählung der Schicksale der Nationen verlieren, nur anführen will ich

daß die Geschichtschreiber zwar den Untergang mancher Künste, Wissenschaften und Anstalten bedauern, aber doch über das Loos der Völker im Ganzen sagen: Was bestehen kann, bestehet, was vergehen muß, vergehet. Es ist ja nicht immer die äußerliche Hohheit und Herrschaft, es ist die Erhaltung und Mittheilung der Wahrheit, der guten Gesinnungen, der menschlichen Sitten, was den Sieg des Guten auf Erden ausmacht. Barbaren sind einst gekommen, und haben die gebildete, jedoch ausgeartete Welt besiegt, aber von den Besiegten, was gut war, nähmlich Gesetze und Religion angenommen. Durch zwanzig Jahre hat Frankreich sieghaft Kriege geführt, aber mitten in diesem Kampfe allmählig auch Grundsätze und Gesinnungen seiner Gegner angenommen. Der Gedanke, alle Monarchien umzustoßen, allen religiösen Glauben zu verbannen, alle Kirchen zu versperren, ward aufgegeben, die Monarchie ward selbst in Frankreich wieder hergestellt, die Religion zurückgerufen, die Kirche geöffnet, und wenn auch unsere Waffen nicht gesiegt hätten, so könnten wir dennoch sagen: Das Wahre und Gute hat durch uns gesiegt. Das Wahre und Gute wird auch siegen bis an das Ende der Welt. Ob zwey

Einzelne, oder ob ganze Reiche mit einander über Meinungen, Rechte, Länder und Meere streiten, und ob auch der Streit nie ganz aus der Welt verschwinden mag: ehe wir noch Friede oder Waffenstillstand machen, ehe wir noch das Wort der Vereinigung oder Duldung aussprechen, haben wir schon bereits gegenseitig von einander gelernt, uns der Wahrheit und dem Rechte genährt, und wenn unser Streben nach Wahrheit in der That redlich war, so ist es auch Thatsache und gewiß, daß durch unser Streben die Summe des Wahren und Guten in der Welt vermehrt worden ist.

Darum, o mein christlicher Bruder! hoffe getrost auf den Sieg des wahrhaft Guten in der Welt! In dieser Hoffnung strebe, in dieser Hoffnung dulde, und muthig wirst du durch das Leben gehen! — Durch das Leben, über das Leben. Denn der Sieg des Guten auf Erden ist nicht des Christen letzte und höchste Hoffnung. Der Sieg des Guten auf Erden ist daß Unterpfand der Hoffnung auf den Sieg des Guten im Himmel, auf den ewigen Lohn des wahrhaft Guten. Hier unter schwachen Menschen siegt so oft das Gute, wie wird es einst dort unter Engeln und durch Engel siegen! Hoffe also, mein christlicher

Bruder auf noch mehr als den Sieg des Guten auf Erden.

6.

Hoffe getrost auf den Lohn der Tugend im Himmel! Nein, ihr könnet euch nicht betrogen haben, edle Seelen, die ihr jeder Tugend aufrichtig dientet! ihr könnet nicht verloren haben bey dem Tausche, ihr, die ihr auf Erden die arme Ehrlichkeit dem reichen Laster vorgezogen habet! ihr könnet nicht unselig seyn, ihr alle, die ihr unter Leiden und Entbehrungen ohne Murren ausgeharret, die ihr, dem Vaterlande gehorsam, euer Leben willig dahin gegeben oder in anspruchsloser Stille die Lasten eures mühevollen Berufes getragen habet! Nicht der Wind hat eure Seelen verwehet, denn die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand; er nimmt sie auf, er richtet, er belohnt sie. — Guter, tugendhafter Mensch! du wirst auf Erden nicht immer leiden, auch Christus litt nicht immer: aber zuletzt kann der Vater doch auch dir einen bitteren Kelch reichen. Bethe, doch nimm ihn an! sprich, lasse, wenn es seyn kann, diesen Kelch vorübergehen, doch nicht mein, sondern

dein Wille geschehe! Also sprich, nimm den Kelch und leere ihn muthig! Dein blutiger Angstschweiß ist nicht verloren, der Vater im Himmel wird ihn trocknen. Er wird dich führen, wie den Sohn, durch Leiden zur Herrlichkeit. In dieser Hoffnung starb Jesus; stirb ihm nach, und du kannst nicht betrogen seyn, so war ein Gott im Himmel ist, so wahr Himmel und Erde ihn verkündigen, so wahr ein Gewissen dir sagt: thue das Gute, meide das Böse so wahr dein Wille frey und das Gute zu wählen, im Stande ist! — An diese Hoffnung der Ewigkeit denke in der Stunde der Schwäche, in der Stunde des Zweifels, in der Stunde des Todes! Daran denke, und du wirst die Versuchung überwinden deine Schwäche wird gestärkt werden, deine Zweifel werden sich aufklären, dein Tod wird sanft und selig seyn.

Schluß.

So, geliebte Zuhörer, so hofft der Christ. Er hoffet bey redlicher Selbstbemühung von den irdischen Dingen das Nothwendige, er hoffet Trost und Hülfe im Leiden, er hoffet Gottes Beystand zu allem

Guten, die Vergebung seiner Sünden, den Sieg des Guten auf Erden, den Lohn der Tugend im Himmel.

Habe Dank, o himmlischer Vater, daß du uns zu dieser Hoffnung berechtiget, daß du unsere Seelen dieses schönen und göttlichen Gefühles fähig gemacht hast! Lasse es nie schwinden aus unseren Herzen! gönne uns noch ferner die Hoffnung zur Begleiterinn durch das Leben! laß uns leuchten ihren Stern in den Dunkelheiten des Lebens. Er leite uns in den Stürmen! Laß uns ihren Anker getrost auswerfen, wenn alles um uns in Aufruhr ist, und die Tugend zu scheitern droht! Schenke o Herr, Hoffnung jedem deiner Kinder! Die Jugend hoffe und verliere sich nicht ganz in die Gegenwart, sie bilde sich für die Zukunft! Der Mann und die Frau hoffe und bereite ihren Kindern eine selige Zukunft! Der Greis hoffe und sehe nicht blos in das vergangene halb vergessene Leben zurück, sondern in das künftige, ewige und neue Leben vorwärts! Der Gefangene hoffe Erlösung, der Kranke die Gesundheit, der Verfolgte den Frieden, der Landmann die Aernte, der Schiffer die Heimkehr, der Krieger den Sieg! Schenke Hoffnung, o Herr, allen, welche für uns sinnen und arbeiten, unseren Obrigkeiten,

unseren Beschützern. Vor allen unserem Vater und Kaiser Franz, den du im verflossenen Jahre zu so schönen Hoffnungen berechtiget hast! Trage ihn, und in ihm unser Glück auf deinen Händen! Lasse ihn hoffen, den Völkern Freyheit und Ruhe, Ehre und Frieden zu geben, und lasse seine Hoffnung nicht zu Schanden werden!

So leite uns, o Herr, mit Hoffnung gütig auf der Bahn der Tugend durch dieses neue Jahr und durch alle Jahre unsers Lebens, bis wir vor dir erscheinen, bis die Hoffnung vergehen muß, bis der Glaube zum Anschauen, die Hoffnung zum Genusse wird, und von allen irdischen und himmlischen Dingen keines mehr bleibt, als die Liebe, die reine Liebe der vollendeten Geister und deine heilige, ewige, unaussprechliche, alles beseligende Liebe, Amen.

Das christliche Verhältniß
zwischen
Hohen und Niedern.

Gehalten
bey einer von Seiner Hochfürstlichen Gnaden, dem Herrn Fürst-Erzbischof von Wien, verrichteten Fußwaschung am Gründonnerstage 1815.

Evangelium am Gründonnerstage.

Joh. XIII. 1—15. V.

1. Vor dem Opferfeste, da Jesus wußte, seine Stunde sey gekommen, aus dieser Welt zum Vater zu gehen, wollte er, der die Seinigen in dieser Welt geliebt hatte, auch mit Liebe beschließen.

2. Nach dem Abendessen (da der Teufel dem Judas Iskariot, dem Sohne Simons, es schon ins Herz gegeben hatte, Jesum zu verrathen)

3. stand er, der wohl wußte, daß ihm der Vater alles in seine Gewalt gegeben habe, und daß er von Gott gekommen sey, und wieder zu Gott gehe,

4. vom Abendessen auf, legte sein Oberkleid ab, nahm ein Tuch und band es sich um,

5. goß dann Wasser in ein Waschbecken, und fing an, seinen Schülern die Füsse zu waschen und sie mit dem umgebundenen Tuche abzutrocknen.

6. Wie er nun zu Simon Petrus kam, sagte dieser zu ihm: Herr du wolltest mir die Füsse waschen?

7. Jesus antwortete ihm: Was ich thue, begreifst du jetzt noch nicht; du sollst es aber hernach erfahren.

8. Petrus antwortete: In Ewigkeit sollst du mir die Füße nicht waschen. Wenn ich dich nicht wasche, antwortete Jesus, hast du keinen Theil mit mir.

9. Da sprach Simon Petrus: Herr, dann nicht bloß meine Füße, sondern auch Hände und Haupt!

10. Jesus antwortete: Wer einmahl gewaschen ist, bedarf mehr nicht, als daß er die Füße wasche, übrigens ist er ganz rein. Auch ihr seyd rein, aber nicht Alle.

11. Er kannte nähmlich seinen Verräther schon, darum sagte er: Ihr seyd nicht Alle rein.

12. Nachdem er die Füße gewaschen hatte, nahm er sein Oberkleid, setzte sich wieder zu Tische nie-

der und sprach: Wisset ihr nun, was ich euch gethan habe?

13. Ihr heißet mich Lehrer und Herr, und ihr habt recht, denn ich bin es.

14. Wann nun ich der Herr und Lehrer, euch die Füße gewaschen habe, so sollet ihr einander die Füße waschen.

15. Ich habe euch ein Beyspiel gegeben, damit ihr euch so gegen einander betragt, wie ich mich gegen euch betrug.

„Ich habe euch ein Beyspiel gegeben, damit ihr auch thut, was ich gethan habe.“ Joh. XIII. 15.

Eingang.

Ja wohl hat er uns ein Beyspiel gegeben, der gütige Heiland, als er sich herabließ seinen Aposteln die Füße zu waschen, und mit Freuden sehen wir noch nach Jahrhunderten die jährliche Wiederhohlung die-

ses rührenden Beyspieles in den Pallästen der Fürsten, in dem Hause Gottes selbst. Daß dieser christliche Gebrauch sehr wohl geeignet ist, die Hohen und Vornehmen an ihre Pflichten gegen die Niedrigen und Geringen zu mahnen, fühlen wir leicht. Wir sollen aber auch nicht übersehen, daß dieser Gebrauch zugleich die Kraft hat, die Niederen und Geringen an ihre Pflichten gegen die Höheren und Vornehmeren zu erinnern. Nicht nur Jesum allein, der sich herabläßt und den Seinigen die äußerste Liebe beweiset, sollen wir betrachten, sondern auch Petrum, der voll Bescheidenheit sich Anfangs sträubt, solch einen Beweis der Herablassung und Liebe anzunehmen. Ja bey Jesu selbst, wenn er angethan mit der Schürze in Gestalt eines Dieners vor uns steht, dürfen wir es nicht überhören, wenn er spricht: Ihr nennet mich Meister und Herr, und ihr saget recht, denn ich bin es.

Lassen Sie uns daher, ehe wir die menschenfreundliche Sitte dieses Tages schauen, einen schnellen aber scharfen Blick auf jenes Band der gegenseitigen Pflichten werfen, auf welchem das christliche Verhältniß der Hohen und Niedern beruht. Jenes Band heißt: gegenseitige Ach-

tung, gegenseitige Liebe. Ich bitte um Aufmerksamkeit.

I.

Der Vornehme, der von Herzen Christ ist, wird wohl wissen und fühlen, daß und warum er auch den Geringsten der Mitmenschen achten soll. Dem Vornehmen aber, der im Stande ist, zu fragen: Warum soll ich einen Geringen und Niedern achten, da er nicht meines Gleichen ist? — dem antwortet die Religion: er ist deines Gleichen, und darum sollst ihn achten.

Er ist deines Gleichen, denn seine Seele ist unsterblich, wie deine. Er hat Anlagen zur Wahrheit und Tugend, wie du. Er ist Gottes Ebenbild und Gegenstand der göttlichen Fürsorge, wie du! Ein Heiland hat für euch beyde geblutet. Ein Himmel ist euch beyden verheißen. — Alles, was du sonst noch an Reichthum, Ansehen, Macht, und hergebrachtem Range besitzest, was ist es gegen jenen gemeinschaftlichen Vorzug, gegen jene allgemeine Würde der menschlichen Natur? Was sind alle die Ansprüche auf die Erde, ge-

gen den gemeinschaftlichen Anspruch auf den Himmel? Was alle die bürgerlichen Vorrechte, gegen das Vorrecht, die Wahrheit lieben und das Gute wollen zu können? — Erkennest du dieses, wohlan, so achte auch diesen deinen, noch irdischen und wandelbaren Verhältnissen geringeren, nach ewigen und bleibenden Verhältnissen aber dir gleichen Mitbruder. Und ist diese christliche Ansicht in deinem Gemüthe, erzeugt sich an ihr das Gefühl der Achtung gegen den Geringsten deiner Brüder: so zeige dieß auch äußerlich in Art und Weise des Betragens, in Worten und Werken.

Sey, wenn du die nothwendige, irdische Ungleichheit mit der Gleichheit vor Gott versöhnen willst, herablassend. Wohl fordert jedes Geschäft seinen Ernst, jeder Stand seine Würde, jeder Rang seinen Anstand; doch hüthe dich, diese Forderungen zu übertreiben! Zeige nie einen leeren Ernst, eine kalte, lieblose Würde, einen zurückstossenden, Verachtung athmenden Anstand. Mische in deinen Ernst das Wohlwollen, in deine Würde die Liebe, in deinen Anstand die Gefälligkeit. Betrachte nie die hergebrachten Formen als einen bequemen Deckmantel deines tief in dir verschlossenen, persönlichen Eigennutzes. Laß

auf deiner Aussenseite nicht bloß den Vornehmen und Höheren schimmern, laß auch den redlichen, den gerechten Mann durchschimmern. Doch mit dem Scheine erfüllst du deine Christenpflicht noch nicht. Sey auch wirklich und in der That gerecht.

Gerecht! — Ein Wort, welches von jeher in den Ohren vieler Hohen und Vornehmen mißfällig klang. Gnade, Wohlthat, Allmosen sind Worte, die ihnen angenehmer klingen. Der Niedere waget nichts, wenn er den Höhern um eine Gnade bittet. Wer aber sein gutes Recht in der Welt sucht und fordert, kann leicht die Erfahrung machen, daß er es nicht behaupten wird, wenn er nicht darum, wie um ein Allmosen bittet. Möge ich zu viel gesagt haben, und damit ich ja zu viel gesagt habe, ihr Hohen und Vornehmen Christen! O so machet euch immerhin durch euer Betragen zu Schanden! Gönnet jedem Niedrigen ohne Schwierigkeit sein klares Reche. Haltet, was ihr ihm versprochen, zahlet, was ihr von ihm geborget habet, und gebet euch, wenn ihr nur ehrlich und gerecht seyd, nicht die Miene der Gnade und Wohlthat.

Blicket hin auf Jesum, den Schätzer aller Menschen, den so erhabenen Gottessohn, der sich gern den Menschensohn nannte! Wie weit war er von aller Verachtung auch der Geringsten seiner Menschenbrüder entfernt! Man fordert Steuern von ihm, er gibt sie willig zum allgemeinen Besten. Er verspricht zu einen Kranken zu kommen und er hält Wort. Er setzt sich über die Landesgesetze nie hinweg, er gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Und diese seine Ausübung der Menschenachtung und Gerechtigkeit ist begleitet von einem Anstande, von einer Würde, die jedermann Ehrfurcht gebiethet und doch so unendliches Zutrauen einflößt. Die kecken Knechte, die ihn gefangen nehmen wollten, beben zurück vor seinem ehrwürdigen Antlitz, und doch weilen die Kinder gerne auf seinem Schooße und lassen sich segnen. — Das ist wahre Achtung, das ist die aus ihr fließende Herablassung und Gerechtigkeit der Hohen gegen die Niedern im Geiste des Christenthums.

Wohl kann ich mir denken, theure Zuhörer, daß jeder von uns, der sich selbst zu den Niedern zählt, gerne sagen und predigen hört, daß auch die Hohen ihre Pflichten und zwar nicht bloß untereinander, son-

dern auch gegen die Niedrigen ihre Pflichten haben. Freuet euch immerhin ihr Niedrigen und Gemeinen, daß das Evangelium für euch und eure Rechte bey dem Vornehmen spricht! Sorget aber auch, daß ihr dieser Fürsprache immer würdig bleibet! Wollet ihr nach christlichen Grundsätzen von den Vornehmen geachtet seyn, von ihnen herablassend angeredet und überhaupt nach Gerechtigkeit und Billigkeit behandelt werden, so vergeßt nie, daß ihr selbst unstreitig den Hohen und Vornehmen Achtung schuldig seyd. Denn erstens besitzen sie ja alle Vorzüge der menschlichen Natur, alle die Anlagen zur Tugend und ewigen Glückseligkeit wegen welchen ihr geachtet seyn wollet, zweytens besitzen sie so viel Reichthum, Macht oder Ansehen, daß, wenn sie selbe gut, ja auch nur mittelmäßig verwenden, für euch eine große Quelle des Glückes eröffnet wird. Wieviel geben die Reichen nicht zu verdienen? wieviel Böses verhüthen nicht die Obrigkeiten, wenn sie auch aus Mangel an Allwissenheit nicht alles Böse hindern können. — Tadelt an der Regierung so sehr ihr wollet, ihr würdet doch schaudern, euch entsetzen, wenn auf einmahl alle Hohen und Vornehmen verschwänden und alles verwirrt durcheinander liefe. Es ist im Staate einmahl ei-

ne gewisse Rangordnung eingeführt. Nicht alle können die ersten seyn. Bist du dem Range nach vielleicht der Letzte im Staate, dem innerlichen Werthe nach, und vor Gott kannst du der Erste werden, wenn du dich in deine Lage findest und die Tugend derselben ausübest. Achte demnach, mein Bruder! achte den Hohen und Vornehmen erstens durch Bescheidenheit. Petrus nahm es keineswegs kalt und gleichgiltig auf, als Jesus ihm die Füsse waschen wollte; geschweige, daß er das von seinem Heiland je gefordert hätte. Fordere auch du nicht, daß die Vornehmen ganz mit dir auf dem Fuße der Gleichheit umgehen, und lassen sie sich herab, so nimm es auf mit Erkenntlichkeit, zeige, daß du die Herablassung fühlst, und daß sie dich rühret. Unterlasse auch nie den Höheren die eingeführten und herkömmlichen Titel oder andere Ehrenbezeugungen zu geben! Bewahre dich vor Menschenfurcht und Verblendung, aber sey dennoch stets bescheiden.

Doch das sind nur äußerliche Dinge, gut und wichtig, aber nicht das Beste und Wichtigste. In eigentlichen Handlungen, in Geschäften und Dienstverhältnissen, da zeige vor allen die Gerechtigkeit, die du so gern von den Höhern forderst! Sey also

selbst zuerst gerecht, das ist: Halte, was du versprochen hast, verwalte das dir anvertraute Gut getreu, stehe deinem Dienste mit Aufmerksamkeit vor! Trug und Veruntreuung sey ferne von dir! Du willst bezahlt seyn, liefere auch eine Arbeit, die Bezahlung verdient. Ach! meine lieben Brüder! Ungern sage ich es, aber ich muß es sagen. Die Niederen werden manchmahl mit Recht von Höheren verachtet. — Wenn ein Vornehmer seine Diener nach einem billigen Maßstabe bezahlet und dennoch bestohlen wird; wenn ein Vornehmer keine anstrengenden Dienste verlangt, und auch diese fahrlässig geschehen oder gar versäumt werden; wenn ein Vornehmer seinen Dienern vertraut, und diese ihm nur Unwahrheiten mittheilen; wenn nun der Vornehme dieses alles endlich bemerket, wenn er den unordentlichen Diener durchschaut; — ach! wie soll er den achten, den er für schlecht und niederträchtig halten muß? — O entfernt solche Beyspiele aus eurer Mitte, meine Brüder! und es werden auch die euch so wehthuenden Beyspiele der Verachtung von Seite der Vornehmen desto seltener werden. Seyd und bleibet immerhin dem Stande nach niedrig und gemein, aber euer Herz sey nie niedrig und gemein! Ob du auch für dein täg-

liches Brot Gassen kehrtest und Cloaken räumtest, sey nur durch Bescheidenheit, Fleiß und Treue achtungswürdig und kein vernünftiger Vornehmer wird dich verachten. Sollte dich aber auch ein Vornehmer Thor deines Standes wegen doch verachten, so gedenke, daß Jesus dir zuruft: o du guter getreuer Knecht! gehe in die Freuden des Herrn. — Er hält dich seiner Gesellschaft würdig; er sieht dich für ebenbürtig an; tröste dich über die Ungerechtigkeit der Welt.

II.

Soviel von der gegenseitigen Achtung der Hohen und Niederen! Das Evangelium ist aber damit nicht zufrieden. Nicht bloß achten, auch lieben soll der Hohe den Niedern, der Niedere den Hohen. Hier treten nun von beyden Seiten Schwierigkeiten ein.

Der Hohe soll den Niedern lieben? Dagegen scheinen sich die verschiedene Lebensart, der verschiedene Geschmack, die verschiedenen Begriffe von Lebensglück aufzulehnen. Achten kann man auch etwas Fremdartiges, ja selbst den Feind. Aber Liebe ver-

langt eine gewisse Aehnlichkeit in den Wünschen, in den Begriffen, in dem Geschmacke.

So scheint es. Soll also keine eigentliche Liebe, keine Zuneigung, keine Theilnahme von Seite der Hohen gegen die Niederen Statt haben; Alles dieses **soll** und **kann** Statt haben, und ich beweise es den Hohen und Vornehmen aus Ihrer eigenen Erfahrung. Können Sie es läugnen, Hochansehnliche und Hochmögende! daß Sie im Schauspielhause und in ihren Unterhaltungslectüren sich gerne an ländlichen Scenen, an dem Gemählde des Lebensglückes der edlen und reinen Einfalt ergötzen? Ist der gute, bürgerliche **Hausvater** Ihnen nicht ein angenehmes Bild. Haben Sie sich nicht gewöhnt **Armuth** und **Edelsinn** vereinigt zu sehen? Woher diese Theilnahme, woher diese Rührung? Woher anders, als von dem starken, ewigen und allgemeinen Band der Sympathie, das durch alle menschlichen Herzen läuft und sie in eine Kreiskette verbindet? Es muß also doch, trotz der Verschiedenheit der Lebensart, des Geschmackes etwas Aehnliches und Gemeinsames bey allen Ständen seyn? Es ist also gar wohl möglich, daß der Hohe den Niedern liebe, daß er Theil nehme an seinen Leiden, seinem Glück, daß er ihm jene lindere, diese gönne und verschaf-

se. O würdet ihr nur öfters die niedern und gemeinen Menschen in ihrem häuslichen Leben, in ihrer Sorge, ihren Freuden sehen, ihr würdet eben so wenig gleichgültig zusehen, als ihr das häusliche Leben, die Sorgen und Freuden eines nur erdichteten und nachgeahmten gemeinen Mannes mit Gleichgültigkeit anzusehen pflegt.

Und wahrlich er verdient es, bey all seinen Mängeln, der gemeine Mann, daß ihr ihn liebet. Mitleid und Dankbarkeit soll, wenn euer Herz in unchristlicher Kälte erstarren will, es aufthauen und fließig erhalten. Denn könnet ihr ganz ohne Rührung erkennen und bekennen, daß der Fluch der ersten Sünde, nähmlich Schweiß des Angesichtes und mühsames Bearbeiten der Erde, sich gleichsam auf die Häupter der gemeinen Leute zusammenhäuft und euch großen Theils verschont? Könnet ihr ohne Mitgefühl sehen, wie der Lastträger sich abmüht, wie die Kraft seiner unsterblichen Seele sich gleichsam ganz darinn verbraucht, dem sterblichen, gebrechlichen Leib die größtmöglichste Spannkraft auszupressen, indeß ihr oft auf weichen Sitzen holdselige Tage verlebt, im geistreichen Gespräche, im gedankenvollen Buche eueres Geistes und seiner Vorzüge genießet? Gedenket doch

auch der blutigen Schlachten, der Kriege und Kriegsrüstungen. Welche Mütter geben mehr Kinder unter die Waffen als die gemeinen? Von welchen Soldaten bluten mehr, als von gemeinen? Von welchen bleiben mehr auf dem Schlachtfelde, als von den gemeinen? Mag auch ein herzloser Bericht melden: Wir haben 1000 Mann, doch nur einen Offizier verloren; auch jene 1000 Gemeine waren Menschen, Söhne, Brüder, vielleicht Gatten, vielleicht Bräutigame! Auch um sie weinet Vater, Mutter, Bruder, Gattinn, Braut! — O zerreiße, meine Brust! o verstummt, meine Lippen, wenn diese Worte keinen Eingang finden!

Doch wenn ich auch mit aufrichtiger Wärme für die Liebe der Hohen gegen die Niedern spreche, so weiß ich wohl, daß ich in einem Lande, in einem Staate predige, wo aus so vielen milden Anstalten, aus so vielen wohlthätigen Beyträgen, aus so vielen eifrigen Sammlungen genugsam hervorgeht, daß der gemeine Mann nicht vergessen, von den Höheren nicht lieblos angesehen, nicht dem Elende überlassen wird. Nicht erst erregen, sondern nur, wenn ich es vermag, stärken wollte ich die schöne christliche Liebe der Hohen zu den Niederen; nur deßwegen führte ich die

großen Gründe dieser Liebe an, damit wir fühlen, daß wir hierin nie zu viel thun können und damit wir denken, — sagen, wie Jesu die Apostel lehrt: So ihr alles gethan habet so saget: wir sind unnütze Knechte, wir haben nur unsere Schuldigkeit gethan.

Und nun zu Euch, ihr meine Brüder! für die ich mich so eben mit Freuden und von Herzen ereifert habe. Der Hohe soll euch lieben, liebt aber auch ihr ihn.

Wohl weiß ich, daß auch ihr mit einem großen Hindernisse eurer schuldigen Liebe gegen die Vornehmen zu kämpfen habet. — Dieses Hinderniß ist der Neid. Er stellt sich zwischen euch und die Vornehmen und läßt euch nur schief und einseitig auf sie hinüber blicken. Allzuglücklich dünken euch die Vornehmen und Hohen! ihr irret! All der äußerliche Glanz, der sie umgibt, ist kein Bürge ihres innerlichen Glückes. Nicht nur theilen sie mit euch die Gebrechlichkeit des menschlichen Leibes, sie genießen größtentheils einer schwächern Gesundheit als ihr. Ihre Krankheiten sind schmerzhafter, sind langwieriger als die eueren. — Hoffart muß leiden, pflegt ihr zu sagen. Ihr habet Recht. Und nicht einmahl Hoffart, sondern nur ganz

gewöhnliche Ehrliebe, ganz gewöhnlicher Rangesmäßiger Anstand ist nöthig, um bey den Vornehmen eine Reihe von Leiden hervorzubringen, von denen ihr frey seyd. Die standesmäßige Versorgung der Söhne, der Töchter; das gute Einvernehmen mit so vielen ausgebreiteten Bekanntschaften — sind Dinge, die den Vornehmen oft sehr beunruhigen, euch aber ganz ruhig lassen. Ihr gebet eure Töchter jedem ehrlichen Manne, ihr versorgt eure Kinder mit jedem ehrlichen Gewerbe, ihr vertraget euch mit euerer Familie und mit den Nachbarn und alles ist gut.

O würdet ihr öfter sehen den Kummer eines im Vergleich mit euch reichen, aber in seinen Stand in seinen Verhältnissen armen Familienvaters! — Würdet ihr bemerken so manche zu nichte gewordenen Plane, so manche getäuschte Erwartung eines Vornehmen! — Würdet ihr schauen das oft so sorgsam verborgene innere Elend einer Vornehmen Familie, — hier einen Krüppel von einem Kinde, — dort einen ungerathenen Sohn — hier eine junge Frau, verfolgt von allen Anverwandten, die Sie täglich sehen muß — dort eine alte Frau, mit der kein Mensch ein Wort spricht, weil man sie zu langweilig findet. — Würdet ihr sehen so manchen unglücklichen Vornehmen,

der auf dem Puncte steht, seine Macht, seinen Einfluß, seine Herrlichkeit zu verlieren, und immer sich nur bemüht, seine Furcht und Angst zu verbergen, sich glücklich, selig und sicher zu stellen, obschon er an sich selbst verzweifelt! — Würdet ihr sehen und bemerken, wie solch ein Unglücklicher sich glücklich stellt bis er nicht mehr kann, bis unwillkührliche Seufzer und Thränen ihm entwischen! — Ihr würdet laut weinen und ihn bedauern.

Hinweg also mit allem Neide. Sehet in dem Vornehmen — einen Menschen, der hoffet und fürchtet wie Ihr — sich einmahl freut und das andere Mahl sich betrübt, wie Ihr, — der mit einem Worte, keinen Himmel auf Erden hat, sondern ein Jammerthal der Zähren, wie Ihr.

Liebet also an ihm, was zu lieben ist. Erkennet es mit Freuden, wenn ihr an ihm einen guten Vater, Gatten oder Sohn sehet! Preiset seine Mildthätigkeit, wenn ihr sie bemerkt oder selbst erfährt! Rühmet seine Tapferkeit, seine Weisheit, wenn er sie in dem Heere in dem Amte beweiset. Erkennet jedes Verdienst der Vornehmen. Verkleinert und entstellet es nie. Begleitet nie seine Schritte mit unchristlichen Argwohn, dann werdet ihr verdienen geliebt zu

werden, weil ihr zu lieben verstehet. Und weil ihr geliebt zu werden verdient, so prophezeyhe ich euch, daß die Vornehmen euch auch wirklich lieben werden.

Das sind die Wahrheiten, geliebte Zuhörer! die ich vor dem Beginne der so menschenfreundlichen Fußwaschung euch allen an das Herz legen wollte! Ein Vornehmer wird sich neigen zu den Füßen der Geringern. Neiget Ihr Vornehmen Christen, auch so euere Herzen mit Achtung und Liebe zu den Geringeren! — Die Geringeren werden mit Verehrung, mit Achtung und Liebe zu den Höheren aufblicken; ihr Geringeren, blicket auch so mit Verehrung, Achtung und Liebe zu den Höhern hinauf! Ein Band der Achtung und Liebe umschlinge uns alle! Was alle blutigen Revolutionen nicht zu Stande bringen konnten, das vollbringe Jesu Beyspiel! nähmlich: die wahre, heilige Gleichheit, vor Gott, vor dem Richterstuhle der Tugend und Religion! Ja, nur Religion und Tugend stellen auf eine sichere und unblutige Weise das immerdar gestörte Gleichgewicht wieder her. Nur gewissenhafte Achtung und milde Liebe versöhnen den Reichen mit dem Armen, den

Mächtigen mit dem Schwachen, den Vornehmen mit dem Geringen. Nur so befestigen sich die Thronen, erhält sich das gemeine Beste und wird uns auch der Himmel gewiß.

Amen.

Ueber
häusliche Eintracht.

Gehalten

am dritten Sonntag in der Fasten 1812.

„Ein jedes Reich, welches in sich selbst getrennt ist, wird verwüstet werden und ein Haus wird über das andere fallen.“ Luc. XI. 17.

Eingang.

Für die Einigkeit kann es keinen größern Lobspruch, von ihrer Nothwendigkeit kein gültigeres Zeugniß, zu ihrer Ausübung keine dringendere Ermahnung geben, als die Worte enthalen: Ein jedes Reich, welches in sich selbst getrennet ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Denn der Heiland gebraucht diese Worte nicht etwa von dem Reiche der Engeln und Heiligen, nein, sondern von dem Reiche des Satan. Er will diejenigen widerlegen, welche ihm vorwerfen, daß er den einen Teufel durch den andern, daß er Satan mit

Hülfe Belzebubs bezwinge. Deßwegen stellt er ihnen vor, daß, wenn es so wäre, das Reich der bösen Geister in sich gespalten wäre und nicht bestehen könnte. Jesus setzt also voraus, daß in Satans Reich doch eine gewisse Ordnung und Einigkeit herrsche, daß nicht ein böser Geist dem andern zuwider handle, sondern, daß Satan und Belzebub und alle bösen Geister einmüthig ihre Absichten befördern. Nun frage ich. Wenn selbst die verworfenen Geister der Hölle mit einander in Eintracht leben, um wie viel mehr sollen nicht die Menschen auf Erden, die doch nicht für ganz böse gehalten seyn wollen, sich der Eintracht befleißen? Aber leider, daß wir uns hierin von den Geistern der Hölle beschämen lassen; die Zwietracht hat sich der Familien bemeistert, sie hat sich in den Staaten erhoben, sie hat die Kirche gespalten. Wo ist eine kleine oder größere Verbindung von Menschen, an welchen der heil. Apostel Paulus nicht eben so gut als an die Corinther schreiben könnte: Ich höre, daß bey eueren Versammlungen in der Gemeine Spaltungen herrschen? Und doch stammen wir alle von einem Vater ab, doch haben wir einen Gott, einen Erlöser, bewohnen dieselbe Erde, oft dasselbe Land, dieselbe Stadt,

dasselbe Haus, dasselbe Gemach. Und doch haben wir dieselbe Bestimmung, dieselben wesentlichen Anklagen, oft ist es dieselbe Sprache, die Aehnlichkeit der Gesichtszüge, die uns zur Einigkeit beruft. Warum also sind wir nicht einig, warum üben wir die nothwendigste der Tugenden nicht aus? Aus eben den Gründen, aus denen wir andere Tugenden vernachlässigen. Nähmlich weil wir entweder nicht ernstlich wollen oder es zu wenig verstehen. Die Einigkeit scheint uns nicht wichtig genug; wir lassen es uns keine Mühe, keine Aufopferung kosten. Wir haben vielleicht nie es recht erkannt, wie sie gegründet und erhalten werden muß. Auf beydes nun, auf den Werth der Eintracht und auf die rechte Art, sie zu befördern, möchte ich Sie aufmerksam machen. Um aber von dieser Tugend nach meinen Kräften auf eine fruchtbare Art sprechen zu können, theile ich sie dreyfach ab. Da der Mensch entweder ein Glied einer Familie, oder ein Glied des Staates oder ein Glied der Kirche ist, so gibt es auch nur drey Hauptzweige der Eintracht, nähmlich die häusliche, die bürgerliche und die kirchliche. Für heute bleiben wir nur bey der häuslichen Eintracht stehen. Sie ist der Grund, die Schule, die Vorübung alles dessen, was zur Einig=

keit führt. Eine Familie besteht aber aus Aeltern, Kindern und Dienstpersonen. Ich werde also 1. den Aeltern, 2. den Kindern, 3. den Dienstpersonen die häusliche Eintracht an das Herz legen. Gütiger, huldreicher Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs! der du über die häuslichen Angelegenheiten dieser glücklichen Patriarchen wachtest, der du unser Herz so gebildet hast, daß uns häusliches Glück, wir mögen es in der Erinnerung, in Erzählungen, in Schauspielen oder in der Wirklichkeit vor uns sehen, immer so mächtig rührt! Laß uns seinen heiligen Werth auch in der Nähe deiner Altäre erkennen und darnach mit Aufmerksamkeit streben. Vernehmen Sie mich!

I. Theil.

Ein Herz und ein Sinn soll unter beyden seyn. Eines soll des andern Last ertragen und getreuer Gefährte seyn. Dieß ist die Ermahnung und Belehrung, die der Priester spricht, ehe er die Brautleute im Nahmen Gottes und der Kirche verbindet. Ein Herz und ein Sinn!

Schönes, ächt deutsches und christliches Wort. Ein Herz und ein Sinn! Um dieses möglich und wirklich zu machen, sollen freylich diejenigen, die sich zu dem ehrwürdigen Ehestande verbinden wollen, bey ihrer Wahl hauptsächlich auf diese Aehnlichkeit der Gesinnung sehen, sie sollen sich eine Person aussuchen, die wirklich geeignet ist, mit ihnen Ein Herz und Einen Sinn auszumachen. Wo die Wahl nur nach Rücksichten des Vermögens, der vorübergehenden Reitze, oder auch des Ehrgeitzes getroffen worden ist, da werden sich der innern Zusammenstimmung der Gemüther tausend Hindernisse in den Weg stellen. Jeder Theil wird zu seiner Zeit nüchtern werden, jeder Theil wird es begreifen, warum er eigentlich von seinem Gegentheile gewählt worden ist; und welche traurige Aufklärung, wenn das Weib sieht, daß nur ihr Geld, wenn der Mann sieht, daß nur sein Rang geliebt wurde. Welche Kränkung für die Gattin, wenn sie, nachdem sie einige Mahle Mutter geworden ist, bemerkt, daß sie in den Augen ihres Mannes viel, ja, alles verloren hat! Doch, wenn auch die Wahl mit aller Vorsicht, mit wahrer Freundschaft, mit der edelsten Gesinnung von der Welt geschehen ist, so finden sich doch nie zwey Gemüther zusammen, die

so ganz einerley Temperament, Erziehung, Erfahrung und Ansichten haben, daß sie nicht nöthig hätten, öfters miteinander Geduld oder wie die Kirche sagt, eines des andern Last zu tragen. Diese gegenseitige Nachsicht und Schonung, warum wird sie nicht immer ausgeübt? Was gewinnen Eheleute dabey, wenn jeder Theil immer allein recht haben, den andern zu seinem Diener, zu seiner Magd erniedrigen und gar nicht freundschaftlich und gemeinschaftlich nach bescheidener Billigkeit das Gebäude des häuslichen Glückes aufführen will? Die Freude, der Trost, die Erquickung wird aus einer Ehe verschwinden, wo der gute Wille nachzugeben, in billigen und ehrlichen Dingen nachzugeben, nicht mehr anzutreffen ist. Ich will davon schweigen, daß jeder Ehemann, daß jede Ehegattinn sich selbst unglücklich macht, wenn sie nicht nach Eintracht strebt; nur das will ich im Nahmen der Religion erinnern, daß sie, ohne dieses Streben, nicht im Stande sind, ihre heiligsten Pflichten zu erfüllen. Eheleute! ihr sollet eines das andere wie seinen eigenen Leib lieben, ernähren und bewahren; ihr sollet einander in keinerley Widerwärtigkeit verlassen, sondern einander getreu

beystehen, also euren Gegentheil glücklich machen. Du aber, der du die Zwietracht liebst, wirst du deinen Gegentheil glücklich machen? Du zänkisches, rechthaberisches Weib! willst du die Gesundheit deines Gatten durch ewigen Groll untergraben? Du harter, gebietherischer Mann, willst du auf die Zartheit und Gebrechlichkeit des weiblichen Geschlechtes keine Rücksicht nehmen? Wenn eines von euch krank ist, wird euch die Pflege und Wartung einer Gattinn, mit der ihr in Zwietracht lebet, wohl angenehm seyn zu leisten oder zu erfahren?

Ihr sollet eure Kinder als kostbare Geschenke Gottes annehmen, sie zu Anbethern Gottes, zu Miterben Jesu Christi erziehen! Dieß ist die würdigste und erhabenste Seite des Ehestandes. Werdet ihr aber eine gute Erziehung zu Stande bringen, so lange ihr selbst nicht zusammenstimmt, nicht in einem Geiste handelt? Ein Aufseher soll untadelhaft seyn, spricht der Apostel. Was wird herauskommen, so lange der eine Theil lobt, was der andere tadelt, die Mutter schmollt, wenn der Vater strafet? Die Kinder werden entweder von dem Vater, oder von der Mutter ihr Herz abwenden. Denn uneinige Ehe-

leute suchen selbst die Kinder partheyisch zu machen. Da erniedrigen sich nun die Aeltern; sie, welche befehlen, gebiethen, ihr Ansehen behaupten sollten, reden über einander vor ihren Kindern; Sie schmeicheln ihnen, daß sie entweder mit dem Vater gegen die Mutter oder mit der Mutter gegen den Vater eine Art von Complot machen? Die Kinder fühlen dann schon in ihrem Alter ihre Wichtigkeit; die Falschheit, die Zweyzüngigkeit tritt in ihre Herzen. Kein Gehorsam, keine Ordnung ist mehr zu erblicken. Sie thun, was sie wollen und verbergen sich vor dem Vater bey der Mutter, vor der Mutter bey dem Vater.

So wichtig ist es, daß vor allen in dem häuslichen Leben die Aeltern mit einander in Frieden und Einigkeit leben. Um aber zur häuslichen Eintracht alles beyzutragen, was in ihren Kräften steht, müssen Sie nicht nur miteinander, sondern auch mit Ihren Kindern und Dienstpersonen in Einigkeit zu leben trachten. Wenn ich verlange, daß die Aeltern mit den Kindern in Eintracht leben, so kann mir nicht beyfallen, daß sich die Aeltern mehr nach den Kindern, als diese sich nach den Aeltern richten sollen. Ewig bleibt das Gesetz der Natur, der Gesellschaft, der Religion: „Du sollst Vater und

Mutter ehren." Indessen haben die Aeltern nicht umsonst dieses große Recht auf Gehorsam erhalten; auch sie haben gegen Kinder Pflichten der Billigkeit, der Liebe. Wollet ihr, o Aeltern, daß euch euere Kinder gerne, von Herzen, auch wenn sie schon erwachsen sind, ehren, lieben, o so ehret in ihnen auch die menschliche Natur, und euer eigenes Blut; strafet nicht in der Leidenschaft mit Leidenschaft, nennet sie nicht mit Nahmen, vor welchen die schamhafte Seele erröthet. Sorget für sie, gönnet ihnen Freuden! Schenket ihnen, sobald sie es verdienen, euer Vertrauen. Seyd wirklich Väter und Mütter, ahmet bey euerer Erziehung dem Apostel nach, welcher sagt: Nicht um euch herabzusetzen, schreib ich dieß, sondern um euch meine geliebtesten Söhne zu ermahnen." Ein solches Verfahren wird das schönste Band der Eintracht um euch und euere Kinder schlingen.

Was die Dienstpersonen betrifft, so kann es auch nicht meine Absicht seyn, sie zu Herren euch aber zu Diener zu machen: aber erinnern muß ich euer Herz, es mit Dankbarkeit gegen Gott zu erkennen, daß er euch zum Befehlen und nicht zum Dienen bestimmet hat. Dieselbe Vorsehung, welche

euch einen Menschen zum Diener gab, hätte ihn euch auch zum Herrn geben können. Damit nun diese Diener, diese Dienerinnen euch von Herzen ergeben seyen, damit sie sich aufrichtig an eure Familie anschließen und gleichsam eure angenommenen Kinder werden, so vergesset nicht, daß ihr außer dem Lohn nach der Anweisung des Evangeliums noch manches andere in Liebe zu entrichten habet. Schon zu einer Zeit, da das Evangelium noch nicht verkündiget war, da der große Theil der Dienstleute Sclaven waren, gab das Buch Ecclesiasticus den Rath: „Hast du einen treuen Knecht, so sey er dir, wie deine eigene Seele, wie einen Bruder behandle ihn, wirst du ihn ungerecht verletzen, so wird er dir entfliehen.“ Jesus selbst stellt in seinem Gleichnisse Gott oft unter dem Bilde eines Hausvaters vor. Aber welch eines Hausvaters? wie billig, wie gerecht ist er! Er belohnt seine Diener reichlich, er will sie nicht ewig dienen lassen, er macht sie zu Aufsehern über Städte; er vertraut ihnen immer mehr an, er hilft ihnen so liebreich zu ihrem weitern Fortkommen. Wie liebreich und ehrenvoll nimmt nicht der Heiland jenen Hauptmann auf, der zu ihm kommt, für seinen kranken Knecht zu bitten? Deßwe-

gen ermahnet auch der Apostel Paulus die Epheser zu einem billigen Betragen gegen ihre Dienstleute; er verbiethet ihnen das übermäßige Drohen; ihr wisset, sagt er, daß auch ihr den Allerhöchsten zum Herrn habet, der die Person nicht ansieht, d. i., der in jeden Menschen nur den innern Werth beachtet. So viel zur Beförderung häuslicher Eintracht für die Aeltern. Der nächste Theil meiner Rede ist an die Kinder gerichtet, an Erwachsene wie an Unerwachsene.

II. Theil.

Wenn die Aeltern vor allem zuerst miteinander, dann auch mit den Kindern und Dienstpersonen Einigkeit zu erhalten trachten sollen, so ist es hingegen der Kinder heiligste Pflicht, sich vor allen an ihre Aeltern anzuschließen und mit ihnen die Eintracht zu behaupten. Bedenke es doch jeder junge Christ, wie viele Mühe und Plage es seinen Aeltern kostete, ihn nach und nach so groß zu ziehen, ihm Nahrung, Kleidung, Unterricht, und Fortkommen zu verschaffen. Wie viele Nächte durchwachte vielleicht einst deine Mutter an deinem Krankenlager! Wie viele Angst fühlte sie bey der Verschlimmerung deiner Krankheit.

Wie oft sah sie dich sterben! Wie viel Mittel wendete sie an, dich zu erretten? Nichts, was doch sonst Eckel und Widerwillen erwecket, konnte ihre Mutterliebe, ihre Geduld erschöpfen. Wie oft ging dein Vater des Abends nachdenklich im Zimmer auf und nieder und überrechnete den Aufwand, den dein heranwachsendes Alter, deine nothwendige Bildung, dein Fortkommen erheischte? wie oft mußte er sich entschließen, seine Anstrengung, seine Aemsigkeit zu verdoppeln, um dir ganz Vater seyn zu können! Mit welcher Geduld, wie unzählige Mahle haben dich deine Aeltern gelehrt, was Recht und Unrecht, was schädlich und nützlich ist? Welche wichtige Erfahrung haben sie dir nicht mitgetheilt? und du wolltest dein Herz von ihnen wegwenden, wolltest nicht mit Ehrfurcht, mit Liebe, mit Gehorsam dich an sie anschließen? Du wolltest nicht die Stimme der Natur, die Stimme der Religion vernehmen? Auf daß du lang lebest und es dir wohl gehe, lautet die Verheißnng. Willst du sie nicht verdienen? Willst du Fluch statt Segen einärnten? Was kannst du dir für eine Zuknnft versprechen, wenn du mit deinen Wohlthätern, mit deinen Aeltern in Zank und Hader lebest? Wenn du dich auflehnst gegen die Brust, die dich gesäugt, gegen

das Haupt, das für dich den Schweiß des Tages getragen hat? Unglückseliger, wenn du je dich gegen deine Aeltern vergessen willst, so höre eine Geschichte, die zwar nicht aus der heil. Schrift genommen, die aber glaubwürdige Männer verbürgt haben. In einem Dorfe lebte eine Familie voll Zank und Uneinigkeit; ein ungerathener Sohn bewies seinem Vater nicht die geringste Ehrfurcht, er widersprach, haderte, spottete und schalt ihn ohne alle Schonung; ja er hatte sich schon einig: Mahle an seinem alten Vater vergriffen. Einst als wieder so ein unseliger Zwist sich entspann, stieg des Sohnes Verwegenheit auf den höchsten Grad, er ergriff seinen Erzeuger, er verwickelte seine Hände in die grauen Haare seines Vaters und schleppte ihn ohne Barmherzigkeit aus der Stube in den Hof bis zu dem Brunnen. Er wollte ihn unter Flüchen noch weiter schleppen; da schrie der mißhandelte Vater: „Nicht weiter, mein Sohn! denn ich habe meinen Vater auch nicht weiter geschleppt.“ — Wer wird nicht erschüttert von diesem Bekenntnisse des Greisen, daß er seine erlittene Mißhandlung, durch die, welche er selbst seinem Vater anthat, verdient habe. Und es gehört wahrlich kein Prophetengeist dazu, um im

Glauben an die Gerechtigkeit Gottes jedem Kinde, das sich gegen seine Aeltern vergißt, eine ähnliche Vergeltung zu prophezeihen.

Doch ich will es glauben, daß solche rohe Ausbrüche eines ehrfurchtslosen Haders unter den Bewohnern der Städte seltener sind. Sind aber die jungen Städter auch frey von der feineren Zwietracht? Bedecken sie die Fehler ihrer Aeltern mit dem Mantel der Liebe? Suchen sie die Uneinigkeit ihrer Aeltern zu verhüthen? Ist in ihrem Betragen immer so viel Bescheidenheit, als es ihrem Alter geziemt?

Sieht man nie Jünglinge und Mädchen, die mit ihren Aeltern, ich will nicht sagen, wie mit ihres Gleichen, sondern wie mit ihren Knechten und Mägden reden? Gibt es nicht Kinder, welche mit Vergnügen Parthey nehmen, und die Mutter bey dem Vater, oder den Vater bey der Mutter anschwärzen? O ihr erwachsenen Kinder, Söhne und Töchter! Wer soll eure Aeltern versöhnen, wer soll ihre Zwiste beylegen, wenn ihr als die nächsten Helfer nichts thut als Oehl in das Feuer gießen? Von eurem Betragen gegen die Aeltern hängt ein so großer Theil der häuslichen Ruhe und Eintracht ab, o so wirket mit und bauet am Tempel der häuslichen Eintracht.

Ich schalte hier ein Wort an euch, über euer Betragen gegen die Dienstpersonen ein. Ihr solltet bedenken, daß ihr alle jene Liebe und Schonung, zu welcher selbst eure Aeltern gegen ihre Diener durch die Religion verbunden sind, im doppelten Maße auszuüben habet; denn ihr seyd ja nicht eigentlich die Herren, ihr könnet auch nicht mit Zuversicht wissen, ob ihr einst Herren oder Diener seyn werdet. Der Apostel Paulus spricht auch: So lange der Erbe noch klein ist, ist er von dem Knechte nicht sehr unterschieden. Es ist also Uebermuth und Muthwille, wenn ihr euch mehr herausnehmet, als selbst euere Aeltern, welche doch allein ihre Leute bezahlen; es ist Grausamkeit, wenn ihr aus übler Laune oder Bosheit die Dienstpersonen zu unnöthiger Mühe und Arbeit anstrengt, wenn ihr statt selbst gehorchen zu lernen, vor der Zeit euch angewöhnt zu befehlen, zu poltern, zu drohen, zu strafen. Euch geziemt vor allen ein freundliches Wort, ein herablassendes Betragen, mehr die Bitte, als der Befehl. Und nun das letzte Wort über eure Einigkeit unter euch selbst. Es ist wahr, es war ein Brudermord, durch welchen die Erde das erste Menschenblut einsog; schon Kain hat seinen Bruder

Abel erschlagen; dieß geschah aber deßwegen, weil Kain den Eingebungen der Bruderliebe gar nicht, und nur seinem Neide, seinem Unmuthe folgte. Die Geschwisterliebe ist wie das Gewissen uns von Gott in das Herz gepflanzt; wir müssen nur diese Pflanze auch erhalten, pflegen, und nicht ersticken; damit aber die Einigkeit der Geschwister erhalten werde, müssen sie alle geselligen Tugenden, die wir gegen jedermann auszuüben haben, gegen einander in einem noch viel höheren Grade ausüben. Sie müssen gegen einander liebreich, zuvorkommend, versöhnlich und nachsichtig seyn. Hiezu verbindet sie schon die ganze Einrichtung der christlichen Sittenlehre, denn von der Neigung der Geschwister nimmt das Evangelium die Nahmen der schönsten Tugenden her. Die Liebe, die alle Menschen gegen einander tragen sollen, heißt in der heil. Schrift die Bruderliebe und der Nächste, weil wir ihn brüderlich lieben sollen, heißt unser Mitbruder. Die sanfte, bescheidene Ermahnung, die wir einander, wenn wir uns auf üblen Wegen erblicken, ertheilen sollen, heißt: die brüderliche Zurechtweisung. Die Religion setzet also voraus, daß wirklich unter Geschwistern die größte Sanftmuth, die größte Liebe, die größte

Schonung, also die größte Einigkeit Statt habe. Wollet ihr, frage ich, wollet ihr die Voraussetzung der Religion, wollet ihr den Glauben Jesu zu Schanden machen? Wollet ihr, die ihr im eigentlichen Verstande Brüder heißt, keine Brüder, sondern euch fremd, euch gehäßig, mit einander uneinig seyn? Die Gemüther sind ungleich, werdet ihr sagen. Ja, sie sind ungleich; aber die Liebe weiß alles zu verbinden. Wenn die Brüder in ihren Schwestern das Geschlecht ihrer Mutter ehren; wenn diese den Brüdern in tausend kleine Gefälligkeiten eine Freude zu machen wissen; wenn, im Falle, daß ein kleiner Zwist sich entspinnt, jedes Glied zur Versöhnung, zum Frieden wieder mitwirkt, so werden sie ewig das Glück der Eintracht empfinden. Ferne sey von ihnen aller Spott, aller Scherz, jede Neckerey, sobald sie beleidigt und kränkt. Hieher gehört die Ermahnung des Apostels, wenn er spricht: „Wenn ihr einander plaget und quälet, sehet zu, daß ihr euch nicht aufreibet." Ich möchte hinzusetzen: Sehet zu, daß ihr, indem ihr euch unter einander aufreibet, nicht eine schädliche Abneigung begründet, nicht zugleich auch das Glück und die Eintracht euerer Aeltern vergiftet. Sie werden sich in

eure Zwistigkeiten mischen; sie werden vielleicht verschiedene Parthey nehmen, sie werden sich um eurentwillen entzweyen. In euch aber wird das Andenken jugendlicher Zwistigkeiten oft bis in das späteste Alter bleiben. Von jenen früh erlittenen Beleidigungen rührt es oft her, wenn Geschwister in späten Jahren zu einander durchaus kein Herz und kein Vertrauen haben. Darum haltet Friede. Erinnert euch, daß es ein Rest von Bruderliebe war, der den ägyptischen Joseph vom Tode rettete. Hätte Ruben und Judas nicht für ihn so warm gesprochen, so hätten die übrigen Brüder ihn getödtet und der alte Vater Jacob hätte seinen geliebten Sohn nie mehr gesehen. Haltet Friede und erinnert euch, daß eure Einigkeit mit einander euch das friedfertige Betragen gegen die Aeltern sowohl als gegen die Dienstpersonen erleichtert. Gesteht, erkennt und wendet an die Wahrheit, daß ihr mit eurer Bescheidenheit gegen die Aeltern, mit eurem schönen Betragen gegen die Diener, und mit eurer Einigkeit unter einander ein nothwendiger Stein in der Grundfeste der häuslichen Eintracht seyd. Soviel für die Söhne und Töchter, nun — jedoch mit aller christlichen Liebe, mit aller Hochschätzung, welche die menschliche Natur in jedem

Stande verdient — einige Worte an dienende Personen.

III. Theil.

Die Apostel machen die Sclaven ihrer Zeit aufmerksam, daß Jesus selbst in demüthiger Knechtsgestalt erschienen sey, und daß dieses allen Dienenden zum großen Troste gereichen könne. Die Religion will auch nie den Niedrigen noch mehr demüthigen, sondern ihn vielmehr emporheben, ihn zum Gefühle der Menschheit und Christenwürde begeistern. Deßwegen stelle ich auch hier die Behauptung auf, daß die Dienstpersonen für die häusliche Eintracht sehr wichtig sind. Ich beweise es. Erstlich ist nie in einem Hause eine vollständige Eintracht, so lange noch einige Mitglieder, und das sind die Dienstleute, in Unfrieden mit einander oder mit ihrer Herrschaft leben; zweytens genießen die Dienstpersonen, meistens die männlichen das Vertrauen der Herren, die weiblichen das Vertrauen der Frauen, und können durch ihre Reden entweder manchem Zwist zuvorkommen oder ihn herbeyführen.

Drittens macht sich die gesellige und unruhige Jugend immer viel mit den Dienstleuten zu thun und diese können die Kinder entweder gute oder böse Worte hören, gute oder schlechte Beyspiele sehen lassen, sie können ihnen entweder beystehen, die Aeltern zu täuschen und manches Unrecht zu thun, oder sie können selbe anständig zurechtweisen. Fühlet also, möchte ich allen Dienenden zurufen, fühlet eure Wichtigkeit in Betreff der häuslichen Eintracht, fühlet sie, aber gebraucht sie als Christen und edle Menschen. Seyd vor allen einig untereinander! Denn sey es, daß euer Loos oft mühselig ist, wird es nicht gelinder durch Eintracht und Frieden? Wenn ihr einander beysteht, wenn ihr einander in die Hände arbeitet wenn ihr ohne Hartnäckigkeit überall Hand anlegt, wo es nöthig ist, wie leicht werdet ihr euere Last tragen! Seyd einig mit euerer Herrschaft, denn es ist ein schlechter Ruhm wenn ihre eine Familie verlassen müsset mit der Nachrede, daß ihr euch unfriedlich, zänkisch und unverträglich bewiesen habt. Es ist unchristlich, denn der heil. Apostel Paulus schreibt: die dienen, sollen ihren Herren unterthänig seyn, in allem gefällig und ohne zu widersprechen, Und der heil. Petrus: die dienen,

sollen in aller Gottesfurcht unterthänig seyn, nicht nur den guten und bescheidenen, sondern auch den harten (Herren.)

Machet einen guten Gebrauch von dem Vertrauen eures Herrn oder eurer Frau. Wäget wohl die Worte, die ihr dann sagt, damit ihr nicht den Gatten gegen die Gattinn, oder die Gattinn gegen den Gatten entrüstet. Suchet, wenn zwischen der Herrschaft eine Uneinigkeit glimmt, sie vielmehr zu ersticken, als anzufachen. Habet Acht und nehmet Rücksicht auf die Kinder der Familie, in welcher ihr dienet. Ihr seyd zwar nicht aufgenommen und besoldet, um die Kinder zu erziehen und vom Bösen abzuhalten aber ihr seyd Christen, ihr seyd für das Seelenheil desjenigen verantwortlich, welchen ihr hättet erbauen können; und welchen ihr ärgert, welchen ihr hättet zurecht weisen können, und den ihr verführet. O redet doch zum wenigsten nicht vor den Ohren zarter Kindheit von Dingen, vor welchen jedes Ohr sich schließen soll. Unterstützet nicht die heimlichen Leidenschaften der Söhne und Töchter, wodurch sie oft ihr Lebensglück und die Ruhe ihrer Aeltern untergraben. Ma-

het ihnen redliche Gegenvorstellungen gegen das, was sie Thörichtes oder Böses thun. Mit einem Worte, machet das Glück des ganzen Hauses zu dem Euri- gen. Suchet stille und anspruchlos die häusliche Ein- tracht durch eure Mitwirkung zu erhalten. Euer Werth wird dann nicht unerkannt bleiben, ihr werdet euch an die Familie und sie an euch gewöhnen, der Ab- stand zwischen Herren und Diener wird durch Liebe ausgefüllet werden, Gott wird veranstalten, daß eure Herrschaften euch selbst in eine bessere Lage versetzen, gemäß dem evangelischen Grundsatz: du bist über Weniges getreu gewesen, du sollst über zehn Städte gesetzt werden. Wenn aber irdische Herren vergessen, was Dank- barkeit und Billigkeit ihnen eingeben soll, so wird der allgemeine Vater, der überall Eintracht se- hen will, die Verdienste christlicher Diener nicht über- sehen. Er wird einst selbst zu dem friedlichen, Ein- tracht liebenden und befördernden Diener sagen: „O du getreuer Knecht! Gehe ein in die Freude deines Herrn! Er wird ihn belohnen als einen Diener, nicht der Menschen, sondern der Tugend, des Friedens, der Eintracht.

So, geliebte Zuhörer! sollen alle Glieder der Familie, sollen Aeltern, Kinder und Dienstpersonen beytragen den häuslichen Frieden zu gründen und zu erhalten. Ich werfe zum Beschluße nur noch die Frage auf. Wenn wir irgend eine friedliche, einige Familie sehen, wo Unschuld, Vertrauen und Liebe herrschen, und wir Zutritt unter diese gute Menschen erhalten: was werden wir thun? Der Unschuld Fallstricke legen, die Liebe durch Zwischentragereyen und Ohrenblasen ersticken, das Vertrauen durch erregten Verdacht und Argwohn beschwichtigen, also Unkraut unter den Weitzen säen? Da sey Gott davor, daß ich derjenige sey durch welchen ein kleines häusliches Reich des Friedens, der Liebe und Eintracht verwüstet werde. Wehe dem, der die häusliche Ruhe, der das Glück der Familie mordet! O mein Gott, Vater der ganzen großen Familie, die auf Erden wohnet, erfülle mein Herz mit Ehrfurcht vor häuslicher Eintracht, laß mich in jeder Eigenschaft, in welcher ich lebe, zu ihr beytragen. Sey es als Vorsteher oder Untergebener, als Sohn oder Diener. Gib uns ein Herz, empfänglich für häuslichen Frieden, damit uns nicht die Grundlage alles Erdenglückes, damit uns nicht das Unterpfand des himmlischen Glückes mangle; denn

nur der, welcher in häuslicher Eintracht lebt, erfährt wie glücklich der Mensch auf Erden seyn kann, und ahndet, wie glücklich er einst im Genusse himmlischer Eintracht seyn wird. Amen.

Ueber
bürgerliche Eintracht.

Gehalten

am vierten Sonntage in der Fasten 1812.

„Als aber Jesus bemerkte, daß sie kommen, ihn mit Gewalt hinweg führen, und zum Könige machen würden, floh er abermahls ganz allein auf den Berg." Joh. VI. 15.

Eingang.

Unserem Erlöser, obschon er gesandt war, die Menschen zu Bürgern des Himmels zu machen, aus welchem er herabstieg, blieben doch die irdischen und vaterländischen Angelegenheiten der Erdenbewohner keineswegs gleichgültig. Er heilt die Kranken, er tröstet die Betrübten, er gedenkt unter Thränen der Zerstörung Jerusalems, die er voraussieht, er gibt seinen Jüngern Rathschläge, wie sie alsdann ihre Flucht einrichten sollten. Auch selbst heute, da ihm eine große Menge Volkes nachfolgt, erbarmt es ihn,

Es kommt ihm wie eine Heerde vor, die keinen Hirten hat. Er will sie nicht ungespeist, nicht ohne Erquickung entlassen; er segnet die fünf Gerstenbrote und zwey Fische so, daß alle gesättiget werden und noch viel übrig bleibt. Als aber das gerührte dankbare Volk kam, ihn mit Gewalt hinwegführen und zum Könige machen wollte, wich er aus und floh ganz allein auf einen Berg. Wer wäre wohl des Thrones Davids würdiger gewesen, als er, der Sohn Davids, dem Fleische nach, als er, der an Weisheit Salamon, der an Wundern Moyses übertraf? Dennoch schlägt er den irdischen Thron aus. Er war gekommen, das Reich Gottes, nicht aber ein Reich der Menschen zu gründen. Er erwartete das Heil der Welt nicht von politischen Veränderungen. Sein Rath war, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Dieses letztere, die Ausübung wahrer Religion kann unter jedem Regenten geschehen. Sey der Landesfürst friedlich oder kriegerisch, regiere er selbst oder durch Räthe, sey er ein Gönner des Alten oder des Neuen, dieses alles ist nicht Zweck des Lebens. Nichts destoweniger waren doch seit der christlichen Zeitrechnung Menschen oft genug verblendet, daß sie alles von politischen Veränderungen erwarte-

ten, ihr Leben, ihre Ehre, ihr Gewissen daran setzen, eine solche Veränderung hervorzubringen. Dieses Beginnen gegen den bestehenden, rechtmäßigen Regenten heißt und ist Aufruhr. Ein Wort, vor dem ein frommes und christliches Ohr immer zurückbeben soll. Aber wir haben in Zeiten gelebt, wo das Wort so oft ausgesprochen wurde, unsere Ohren sind dagegen abgestumpft, ja wir sind so weit gekommen, daß wir uns in gewissen Fällen, in gewissen vorübergehenden Augenblicken der Verstimmung und Ungeduld erkühnen, politische Veränderungen wenigstens heimlich zu wünschen. O thörichter, o verbrecherischer Wunsch! möchte er nur auch nicht auf die leiseste Art sich in unserem Bewußtseyn regen. Gleichwie der Heiland sagt: Wer ein Weib auch nur anschaut, um ihrer zu begehren, der hat in seinem Herzen einen Ehebruch begangen, eben so muß ich das Urtheil fällen: Wer sich auch nur an der Vorstellung des Aufruhr ergötzt, und ihre Auftritte mit Wohlgefallen betrachtet, hat in seinem Herzen den Aufruhr ausgeübt. Damit unser Herz durch keine solche Vorstellung vergiftet, damit die bürgerliche Eintracht auch durch keinen Wunsch gefährdet werde, wollen wir heute den Aufruhr und die Empörung in ih-

rer Verworfenheit betrachten. Vieles ist hierüber mit Recht und Wahrheit zu sagen; die Kürze der Zeit gebiethet, mich auf das Kürzeste zu beschränken. Dieses Allerwichtigste, was uns in unseren Zeiten zu beherzigen ziemt, werde ich aus folgenden zwey Sätzen entwickeln: 1. Der Aufrührer weiß nicht, was er will, 2. er weiß nicht, was er thut. Oder mit andern Worten: die Absichten des Aufruhrs sind nie rein, seine Folgen sind nie zu berechnen. Erwarten sie, geliebte Zuhörer! keine Anspielungen auf die Geschichte unserer Tage. Eine alte Begebenheit aus der grauen Vorzeit, die Empörung Absaloms gegen seinen Vater und König David, dieses Beyspiel und kein anderes wird uns zum Leitfadrn unserer Betrachtung dienen. Gott des Friedens! Gott der Eintracht! allgemeiner Regent des Himmels und der Erde! eröffne uns die Augen über einen Frevel, durch welchen selbst paradiesische Engeln ihre Würde und Seligkeit verloren haben. Gib uns den Geist der bürgerlichen Ordnungsliebe, des Gehorsams, der Treue, auf daß wir einst werth seyen, deine unmittelbaren Unterthanen und Bürger zu seyn. Sie, geliebte Christen und Staatsbürger vernehmen mich mit Aufmerksamkeit.

I. Theil.

Die Stunde war gekommen, zu welcher David das häusliche Unglück erfahren sollte, welches ihm der Prophet Nathan zur Strafe für seine Sünden gegen den Urias vorhergesagt hatte. Unkeuschheit und Mord hatte der ehedem so fromme König auf seiner Seele. Blutschande und Brudermord erschienen zur Strafe auch in seiner Familie. Ammon, der erstgeboren Prinz schändet die Thamar, welche nur von mütterlicher Seite eine Stiefschwester, von Seite seines Vaters aber seine eigene, leibliche Schwester war. Diese That vernimmt Absalom, welcher auch von mütterlicher Seite der Thamar eigentlicher Bruder war. Er scheint zwey Jahre gleichgültig und gelassen, ladet aber bey schicklicher Gelegenheit seinen Bruder Ammon zu einer Schaafschur auf seinen Mayerhof ein und läßt ihn dort ermorden. Während der König durch die Nachricht von diesem Brudermord erschüttert und tiefgebeugt sein Unglück bejammert, flieht Absalom nach Gessur zu seinem Großvater mütterlicher Seite. Dort verweilt er drey Jahre, bis David ihm wieder die Rückkehr in das Vaterland bewilliget. Jedoch darf er seinem königlichen Vater noch

nicht unter die Augen treten. Zwey Jahre vergehen und endlich fällt auch diese Scheidewand zwischen Vater und Sohn darnieder. Absalom erscheint vor David und empfängt den Kuß der Versöhnung. Jetzt sollte man denken, habe alle Zwietracht, alles häusliche Unglück für David geendet; aber erst itzt entwickelt sich Absaloms aufrührerische Gesinnung, die ihn vielleicht schon damahls beseelte, als er den Kronprinzen nicht sowohl aus Rache wegen der Schwester, sondern aus Neid wegen der Thronfolge ermorden ließ. Betrachten wir nun näher Absolons Benehmen. Erstlich verschaffte er sich eine Anzahl Wagen und Reiter, und fünfzig Mann, die als Leibwache vor ihm hergingen. Da er, wie die heilige Geschichte erzählt, der schönste Mann seines Volkes und von dem Scheitel bis zur Ferse untadelich war, so mochte er in der Mitte seiner kriegerischen Begleitung allerdings vielen Staat machen. Aber er schien nicht bloß ansehnlich prangen und blenden, er schien auch die Liebe der Völker gewinnen zu wollen. Daher verließ er täglich sehr früh sein Lager, stellt sich an den Eingang des Stadtthores und machte mit allen Bekanntschaft, die etwa eines Rechtshandels wegen nach Jerusalem

kamen. „Aus welcher Stadt bist du?“ fragte Absalom. Wenn der Fremde etwa antwortete: ich dein Knecht bin aus einem von den Stämmen Israels, und wenn er etwa nun die Angelegenheit erklärte, die ihn nach Jerusalem rief, so pflegte Absalom zu sagen: Mich dünkt, daß deine Sache gut und gerecht ist. Es ist aber niemand von dem Könige verordnet, der dich verhöre. Dann gab er auch noch zu verstehen, daß es recht gut wäre, wenn Er, Absolon, das Richteramt zu verwalten hätte. Mit diesen Aeußerungen verband er die freundlichste herablassendste Art. Wenn jemand zu ihm kam, ihn zu begrüßen, streckte er seine Hand aus, und umfing und küßte ihn. So zog er die Herzen der Menschen an sich. Da von diesen so auffallenden und schmeichelhaften Betragen bis zu dem eigentlichen Abfall und Aufruhr vierzig Jahre verflossen, so können wir um so natürlicher hier stelle stehen, und über das Herz des zum Aufruhr geneigten Prinzen einige Fragen aufwerfen. Was wollte er durch dieses Betragen? Oder wußte er auch, was er wollte? Aus seinen Reden, aus seinem verbindlichen Betragen zu schließen, wenn wir es ohne allen Argwohn, recht

menschenfreundlich auslegen, scheint es, daß ihm das Wohl des Landes wirklich am Herzen lag, daß er eine geschwindere, ordentlichere Rechtspflege wünschte. Sein herablassendes, freundliches Betragen können wir für Liebe zu seinen Landsleuten, für echte, löbliche Menschenliebe halten. Es ist auch wohl möglich, daß Absalom wirklich selbst glaubte, nichts, als das Beste des Landes vor Augen zu haben. Aber geliebte Zuhörer! Absalom täuschte sich selbst, sein Herz war nicht mehr rein; heimliche, sündhafte, wenn auch nur dunkle Wünsche hatten es vergiftet. Denn, wenn er glaubte, daß zu wenig Richter gesetzt seyen, daß die Gerechtigkeit zu langsam verwaltet werde, warum ging er nicht zu seinem königlichen Vater, der ihm schon wieder den Zutritt gestattete und machte ihm bescheidene Vorstellungen? Warum bath er nicht den König, diesem Uebel abzuhelfen? Warum trug er sich nicht den König an, in seinem Namen Gericht zu halten; statt daß er gegen die Unterthanen seinen Vater tadelte, die Regierung desselben herabsetzte, und die Herzen der Israeliten von ihrem König abwendig machte? Wenn er seine Landsleute so sehr und so aufrichtig liebte, wenn er nur als Mensch und Prinz ihre Liebe gewinnen wollte, zu was hatte er in der

Mitte derjenigen, die ihn liebten, eine Leibwache nöthig? Warum legte er sich aus eigenem Antriebe einen königlichen Staat bey? Diese Umstände beweisen hinlänglich, daß Absalom wenigstens schon dunkle Entwürfe der Ehrsucht, unordentliche Neigung zum Aufruhr, heimliche, unlautere Wünsche nährte. Wie es in dem Herzen Absaloms aussah, so sieht es in dem Herzen eines jeden aus, der von der schuldigen Ehrfurcht gegen den Regenten, von der Ergebenheit gegen die bestehende Regierung abweicht, und so redet, so handelt, daß, wenn er auch noch nicht selbst sich empört, doch die Empörung begünstigt. Er führt zwar das allgemeine Beste im Munde, er scheint auf sich selbst gar nicht zu denken, im Hintergrunde seiner Seele aber glimmen die eigennützigsten, unlautersten Leidenschaften. Wer nun also den Abscheu, den ein reines, christliches Gemüth vor Empörung und Aufstand hat, ablegt, wer, ich will nicht sagen mit Beyfall, wer auch nur mit Gleichgültigkeit vom Aufstand und Aufruhr reden kann, o der prüfe wohl sein Herz, und frage sich, ob keine heimliche Leidenschaft, ob nicht Eigennutz, Neid, Ehrsucht oder Rache in seinem Busen koche. Ja, ich frage euch, die ihr den Aufruhr nicht genugsam verabscheut; ich fra-

ge dich und gesteh' es nur, du glaubst unter den Maßregeln der jetzigen Regierung besonders zu leiden, und weil du dir von einer Veränderung Vortheile versprichst, so ist dir eine solche Veränderung minder schrecklich. Du hast die Reichen in ihrem Wohlstand, in ihrem ungehinderten Lebensgenuß gesehen, das hat deinen Neid erweckt und du wünschest, daß die Reichen arm werden, in der Hoffnung, daß du reich werdest. Du hast dich mit einem andern zugleich um eine Ehrenstelle beworben, der dir an wahren Verdiensten höchstens gleich war; aber er hat durch den Vorzug seiner Geburt, durch den Einfluß seiner Familie dich verdrängt und in den Staub geworfen! du bist von einem Vornehmen beleidiget worden, du kannst ihn bey dem Schutze der Gesetze mit deiner Rache nicht erreichen, du wünschtest daher eine Verwirrung, in der deine Rache austoben könnte! Du endlich hast schon in frühester Jugend deine Hände, wenn auch nicht wie Absalom mit Blut, doch mit ungerechten Gut befleckt, häusliche und bürgerliche Tugenden, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Ordnungsliebe stehen dir nicht an, dir ist die öffentliche Gerechtigkeit, dir sind die Anstalten der öffentlichen Sicherheit ein Gräuel, weil sie deine Geräuelthaten hindern; du wünschest al-

so Unordnung und Verwirrung, damit du unbewacht und ungehindert rauben, betrügen, verführen und morden kannst! So, geliebte Zuhörer! so sieht es mehr oder weniger in dem Herzen derjenigen aus, welche vor dem Worte Aufruhr nicht zusammenschaudern, dieses Verbrechen nicht als ein solches ganz verabscheuen.

Und wir sollten eine Frucht nicht verabscheuen, die oft aus einem so giftigen Saamen emporwächst? Wir sollten bey dem Gedanken an Aufruhr und Empörung gleichgültig bleiben, da wir sehen, daß dieser Gedanke immer eine böse, eine unsittliche, unlautere Gesinnung voraussetzt? Aber vielleicht denkt jemand Wie selten sind die Gesinnungen der Menschen ganz engelrein, und wenn sich auch etwas Leidenschaft oder Eigennutz beymischet, so kann doch ein Wunsch unschuldig, ja löblich und eine Handlung verdienstlich seyn. Hierauf erwiedere ich: Zugegeben, daß es der menschlichen Gebrechlichkeit viele Mühe, viel Flehen zu Gott um Beystand seiner Gnade kostet, wenn unser Herz auch bey guten Werken ganz lauter seyn soll, so gewinnen doch bey aufrührerischen Gesinnungen die bösen und unreinen Beweggründe immer die Oberhand. Wer den Anfang dieser Denkungsart nicht

in sich unterdrückt, der kommt sicher einst dahin, das Gute, das allgemeine Beste, welches er sich selbst und andere als Zweck seiner Wünsche vorspiegelt, zu vergessen, und nur seinem Eigennutz, seiner Leidenschaft zu folgen. Auch Absalom blieb nicht bey dem Wunsche stehen; zwar erst nach vierzig Jahren, aber endlich doch, gewann das Böse in seinem Herzen das Uebergewicht, er empörte sich förmlich! Aber welch einen Ausgang nahm die Empörung? Hätte er die Folgen derselben für sich und für das Reich vorhergesehen, nie würde er sie unternommen haben! Und eben darin besteht das zweyte Brandmahl des Aufrührers, daß er nicht weiß, was er thut, daß er ein Feuer anzündet, von dem er nicht wissen kann, ob es nur wärmen, oder sengen und brennen wird. Hievon im zweyten Theil.

II. Theil.

Die Zeit erlaubt mir nicht, auch liegt es außer meinem Zweck, die Geschichte der Empörung Absaloms vollständig anzuführen. Es genügt uns, so viel davon zu vernehmen, daß wir die Folgen jenes Ver-

brechens deutlich erkennen. Ich übergehe also, wie Absalom unter dem Schein eines Gelübdes und einer Wallfahrt sich von Jerusalem nach Hebron begibt und sich dort zum Könige ausrufen läßt. Ich übergehe die traurige Flucht des alten, tiefgebeugten Davids, und die Verspottung, die er auf seinem Zurückzuge zu erdulden hatte. Ich schweige von dem Frevel, den Absalom in Jerusalem mit den zurückgelassenen Frauen seines Vaters beging. Genug, endlich stand der Sohn mit seinem Kriegsheere seinem Vater und dessen getreuen Unterthanen gegenüber. Eine Schlacht mußte zwischen Vater und Sohn, zwischen dem Regenten und dem Rebellen entscheiden. Sie entschied. Denn, nachdem in dem mörderischen Kampfe von den Anhängern Absaloms bereits 20,000 Mann gefallen waren, ritt Absalom dem flüchtigen Volk auf einem Maulthiere entgegen, und als das Thier mit ihm unter einem großen Eichbaume durchlief, verwickelt sich Absalom mit seinem langen, schönen Haar, sonst sein Stolz, sein Ruhm, seine Eitelkeit, in die Aeste und Zweige. Das Thier lief unter ihm weg, und er, der Autrührer, der Gott vergessene Sohn, hing, wie durch sich selbst gerichtet, an dem Baume frey zwischen Himmel und Erde her-

ab. Obschon David befohlen hatte, seines Sohnes, wenn man ihn gefangen nehme, zu schonen, so eilte doch Davids Feldherr hinzu, nahm drey Spieße und stieß sie dem Absalom in das Herz. Da er aber noch Zeichen des Lebens gab, liefen zehn Jünglinge hinzu und schlugen ihn vollends todt. Da nahmen sie seinen Leichnam von dem Baume herab, warfen ihn im Walde in eine große Grube und trugen einen großen Haufen Steine über ihn zusammen; der unnatürliche Krieg war beendigt, ganz Israel floh in seine Hütten.

Dieß war also der Lohn, den Absalom für sich gewann. Dieß seine Herrlichkeit, daß er, welcher, wenn er ruhig, treu und gehorsam geblieben wäre, vielleicht seinem Vater in der Regierung nachfolgen, oder doch im Wohlstande und in dem Glanz eines Prinzen vom königlichen Geblüte hätte leben können, nun als ein Missethäter von Leuten, die tief unter ihm waren, getödtet, mißhandelt und verächtlich begraben wurde.

Doch wir wollen das äußerste thun, wir wollen zu Gunsten Absaloms die Frage aufwerfen, ob seine Unternehmung, wenn sie schon ihm den Tod brachte, nicht vielleicht für das Land und Reich von gro-

tem Nutzen war? Ob nicht auf Veranlassung diese Empörung Mißbräuche abgestellt und die Bande der bürgerlichen Eintracht um desto fester geworden seyn? die Geschichte beantwortet die Frage mit Nein. Denn sie erzählt nicht nur nicht die geringste Abänderung in den Regierungsmaßregeln, sondern sie deutet auch darauf hin, daß durch Absaloms Beyspiel der Saamen des Aufruhres und der bürgerlichen Unruhen auf Jahrhunderte hin ausgestreut war. Zwar erkannten nach Absaloms Tod wieder alle Stämme, sowohl Juda als Israel den David als ihren König, aber selbst bey dieser Wiedervereinigung fielen Streitigkeiten und bittere Reden vor. Denn als das getreue Volk Juda, ohne die Stämme Israels zu Rathe zu ziehen, den König über den Jordan und nach Jerusalem zurückführte, fanden sich die Männer Israels beleidigt, und beschwerten sich, daß man sie, welche doch den größten Theil der Nation ausmachten vernachläßiget und zurückgesetzt habe. Immer blieb seit dieser Zeit ein Groll zwischen dem Stamme Juda und jenen von Israel. Ein Groll, der später nach, Salamons Tode ganz ausbrach, das Reich spaltete, dadurch schwächte, und den allmähligen Verfall, zuletzt seine Sclaverey herbeyführte.

Dieß waren die Folgen der Empörung für das Reich. Absalon hat sie nicht vermuthet, nicht vorausgesehen und konnte sie auch nicht berechnen, und eben so wird nie ein Empörer die Folgen vermuthen, voraussehen und berechnen können, die die Empörung für das Reich haben wird. Denn um die Schicksale der Reiche zu beurtheilen, um den Erfolg politischer Veränderungen auch nur mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, reicht selten auch der reifste Verstand, auch die kälteste Ueberlegung hinzu, geschweigens daß ein aufrührerisch von Leidenschaften bewegtes Gemüth die Folgen eines so wichtigen Schrittes, als eine Empörung ist, berechnen könnte. Der Aufrührer glaubt, was er hofft, er hofft, was er wünscht. Und wie trüglich sind Hoffnung und Wünsche. Wie eitel der Menschen Vermuthung über Zukunft auf Erden! Es ist also bewiesen was ich behauptete, daß der Aufrührer, der ohnehin nicht recht weiß, was er will, auch nicht weiß, was er thut. Er wirft einen Stein, ohne zu wissen, wen er damit treffen wird. Er weiß nicht, ob er Glück oder Elend über sich und andere bringen wird. Ja, Absaloms und aller Empörer Beyspiel zeigt, daß das Elend gewiß kommt, das Gute aber ungewiß oder nur zufällig ist. Die

Natur der Sache selbst zeigt, daß eine Empörung schon an und für sich ein Unglück für das Land ist, wo sie ausbricht. Stellen wir uns einmahl das Bild des Aufrühres lebhaft und nach der Wahrheit vor.

Was ist der Aufruhr! ein Zerbrechen aller Bande, ein Schweigen aller Gesetze, eine Auflösung aller Ordnung, eine Verwirrung ohne Grenzen, eine Verwandlung der Freunde in Feinde, der Bekannten in Fremde, eine Vernichtung alles Vertrauens, eine Ausrottung aller Liebe, ein Vergessen aller Wohlthaten: er ist eine Gewitterwolke voll tödtlicher Blitze, ein feuerspeyender Berg voll Schwefel und Gluth, er tödtet, er bedeckt die umliegenden Fluren und Städte. Die Werke der Kunst, des Fleißes werden zerstört, und wenn der Sturm vorbey ist, was sieht man? Leichen, Ruinen, Staub und Asche.

Wie gräulich, wenn die Glocke, die sonst den friedlichen Bürger nur zur Andacht rief, als Sturmglocke, zum Aufruhr, zur Bewaffnung ruft. Die Strassen füllen sich, die öffentlichen Gebände sind von der Menge umgeben, die Empörer ziehen bewaffnet umher, das weibliche Geschlecht legt seine sanfte Natur ab und wird zu Tygern, zu Hyänen. Sie

scherzen unter Thaten des Entsetzens; sie zerreißen des Feindes Herz. Nichts ist mehr heilig. Alle Frömmigkeit, alle Scheu verschwindet, der Gute muß schweigen, das Laster waltet frey. Schrecklich ist es, den Löwen zu wecken, verderblich ist des Tygers Zahn, doch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinen Wahn, das ist der sinnlose Empörer, der Aufrührer in seiner Verblendung.

Und wir sollten nicht schon von Ferne vor einem Verbrechen zusammenschaudern, welches nur auf dem Boden eines unlauteren Herzens keimen kann, dessen Folgen nie zu berechnen und immer böse sind, — vor einem Verbrechen, welches schon in sich selbst ein öffentliches, ein allgemeines Elend, schon in sich selbst eine Strafe Gottes genannt werden muß?

O Gedanke des Aufruhrs, Ausgeburt der Hölle! Tochter der Leidenschaften, Mutter des Elendes! bleibe ferne von dem Eingange unseres Herzens.

Heilige Ordnung! segensreiche Himmelstochter! Holder Friede! Süße Eintracht! weilet, weilet ewig über dieser Stadt, über diesem Lande. Gib uns o Gott des Friedens und der Eintracht, wie in den Familien, so auch im Staate nur ein Herz und einen Sinn! Gib uns einen reinen, lauteren, folgsa-

men Willen, die guten Absichten unseres Fürsten nie zu vereiteln, sondern sie zu befördern. Laß uns das allgemeine Beste vor Augen schweben, aber es nur mit Besonnenheit, ohne Verblendung, ohne Leidenschaft befördern. Wie Jesus vor der aufrührerischen Menge auf den Berg floh und dort bethete, so laß uns vor jedem unziemlichen Gedanken, vor jedem ungebührlichen Worte fliehen, zu dir fliehen, und im Gebethe Trost und Stärke suchen; damit wir die Uebel, die du zugelassen, vielleicht uns zur Strafe, zur Besserung sandtest, mit Geduld ertragen, auf dich hoffen, auf dich vertrauen, unsern Kaiser ehren, ihm und seinen Stellvertretern gehorsamen, damit wir den Ruhm eines getreuen, ordnungsliebenden, sittlichen, christlichen Volkes nicht verlieren, damit der österreichische Nahme auf Erden mit Ehren in den Büchern der Geschichte, bey dir aber mit Gnade in dem Buche des Lebens stehe. Amen.

Ueber
religiöse Eintracht.

Gehalten

am fünften Sonntage in der Fasten 1812.

„Die Juden antworteten und sagten zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und den Teufel bey dir hast?" Joh. VIII. 48.

Eingang.

Die Juden glaubten Jesu etwas äußerst Schimpfliches zu sagen, indem sie ihn einen Samaritan nannten. Ja es scheint, sie hielten diesen Nahmen für gleichbedeutend mit dem eines Menschen, der mit bösen Geistern in Verbindung steht. Woher diese Ehrlosigkeit des samaritanischen Nahmens? Aus Religionshaß, aus Unduldsamkeit. Den Juden waren die Samaritaner ein Gräuel, erstlich, weil sie, der Abstammung nach auch Juden, sich mit Heyden vermischt haben, weil sie nicht alle Bücher des alten Bundes als göttlich annahmen und weil sie unweit

Sichem auf dem Berge Garizim sich einen eigenen Tempel erbaut hatten, dort opferten und nicht nach Jerusalem kamen. Der Abscheu ging so weit, daß die Juden mit den Samaritanern gar keinen Umgang pflegten, mit ihnen nie sprachen, aus ihrer Hand nicht einmahl einen Trunk Wasser annehmen wollten. Jesus war weit entfernt, die Unduldsamkeit der Juden zu billigen und nachzuahmen. Er sprach mit jener Samaritanischen Frau am Brunnen eben so gütig und freundlich, wie mit einer rechtgläubigen Jüdinn. Er blieb einst auf das Bitten der Samaritaner drey Tage bey ihnen und belehrte sie. Er sprach ihnen auch nicht alles Verdienst, nicht alle Fähigkeit zur Tugend ab, denn in der Parabel von dem barmherzigen Samariten läßt er den Priester und Leviten kalt und gefühllos vorübergehen, und nur er, der Samaritan, der Irrgläubige ist barmherzig und hilft. Der Heiland spricht auch nicht den Samaritanern alle Fähigkeit ab, einst zur vollständigen Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, denn er sprach: Einst kommt die Zeit, da man Gott weder in Jerusalem, noch auf Garizim, sondern im Geiste und in der Wahrheit anbethen wird.

Aus diesem Betragen des Heilandes gegen die Samaritaner und aus seinen Aeßerungen über sie, ließe sich die Pflicht der Duldsamkeit oder sogenannten Tolleranz eben so leicht als vollständig ableiten. Aber dieses Geschäft wäre heut zu Tage sehr überflüßig; wir sind nichts weniger, als intollerant. Ja, wir Bürger der österreichischen Monarchie können uns vielleicht rühmen, daß wir an Duldung und Verträglichkeit manchen Nichtkatholiken übertreffen; denn nicht in allen protestantischen Ländern ist so früh und freywillig den Katholiken die freye Religionsübung gestattet worden, als in Oesterreich den Nichtkatholiken. Ich will sie also, geliebte Zuhörer, ganz und gar nicht zur Duldung, zur Tolleranz aufmuntern, deßen bedürfen sie nicht. Sondern ich finde mich gedrungen, sie nur auf die Grenzen der Tolleranz aufmerksam zu machen. Warnen will ich sie, damit nicht die christliche Duldsamkeit, welche eine Tugend und eine Pflicht ist, in Fehler und Sünde ausarte. Auf zweyerley Art geschieht es aber, daß wir die Grenzen der pflichtmäßigen und verdienstlichen Tolleranz überschreiten: indem wir nähmlich glauben, tollerant zu seyn, werden wir gleichgültig entweder 1. gegen alle christliche Religion überhaupt, oder 2. ge-

gen unsere katholische Kirche insbesondere. Vor diesen zwey Abwegen wünsche ich Sie zu bewahren.

Jesu, du sanftmüthiger, duldsamer Lehrer der wahren Religion! gib uns deinen Sinn, laß uns Kinder deines Geistes seyn, damit es uns gelinge, mit deiner Nachsicht und Duldung gegen anders denkende auch deinen heiligen Eifer für Religion und für kirchliche Einigkeit zu verbinden. Ich bitte um ihre Aufmerksamkeit.

I. Theil.

Wir warnen vergebens einen Freund vor einer Gefahr, die er für unmöglich, für leeres Hirngespinnst unserer Einbildungskraft hält. In so ferne ich also fürchte, daß auch mancher gutgesinnte, katholische Christ gar nicht der Meinung ist, die Tolleranz könne ausarten, oder die Gefahren, vor denen ich warnen will, seyen wirklich vorhanden, so will ich mich vor allen Dingen bestreben, zu zeigen, wie die christliche Duldung in die Gleichgültigkeit gegen alle christliche Religion nicht nur allein ausarten könne, sondern auch wirklich oft darin ausarte.

Es ist gewiß dem tollerauten Christen eigen, daß er alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden sucht, und er handelt hierin Recht; denn um einen Irrenden zu rechte zu weisen, ist eine besondere Vorbereitung nöthig. Wir müssen dir Gründe der Religion vollkommen inne haben, wir müssen uns vorher das Zutrauen und die Liebe desjenigen erwerben, auf dessen Ueberzeugung wir wirken wollen. Als tollerante Katholiken wollen wir nirgends anstossen, niemanden beleidigen, niemanden ohne Noth zum Streit reitzen, und weil wir nicht wissen, wodurch wir etwa bey andern anstossen, sie beleidigen, sie reitzen, so schweigen wir von der christlichen Religion g a n z, sobald wir mit einem Nichtkatholiken zusammen kommen. Dieses gänzliche Stillschweigen beobachten wir auch bey jedem Fremden und Unbekannten, weil wir nicht wissen, ob er zu unserer oder einer andern Kirche gehöre. Erfüllt von einer solchen Vorsicht, ich möchte sagen, Furcht, im Umgang mit Nichtkatholiken und Fremden die Gegenstände der Religion zu berühren, kommt der tollerante Katholik oft allmählich dahin, daß er auch gegen seine Glaubensbrüder von Religion nichts äußert und seine Ueberzeugungen mit einer gewissen Scheu vor seinen besten Freunden verbirgt. Dieses

immerwährende Zurückhalten wird aber seine Ueberzeugung allmählig dunkel, kalt und schwankend machen. Denn was man nie bespricht, wird auch nur selten bedacht; was man nie anwendet, wird endlich vergessen, und was man nie gebraucht verdirbt, gleichwie eine Stahlfeder, die nie gebraucht wird, endlich ihre Schwungkraft verliert, gleichwie ein Schwert, das nie aus der Scheide gezogen wird, endlich verrostet, und ein Kleid, das nie getragen wird, den Motten zum Raube dient. Der Katholik, der alle Aeußerung über Religion vermeidet, wird auch in seiner Familie und in seinen ganzen Wirkungskreis durch sein Beyspiel den nähmlichen Geist der Zurückhaltung und endlich der Gleichgültigkeit verbreiten. Besonders wird bey der Erziehung sich diese traurige Wirkung äußern; denn die Kinder, deren Aeltern nie von Religion reden, die es nie wissen, daß sie jenen heilig, tröstlich und theuer ist, werden ihr Herz nicht leicht dem schönen Einfluß der Religion öffnen. Sie werden schon vom Knabenalter an laue, schwankende Christen seyn.

Diese Auseinandersetzung kann hinreichen, es begreiflich zu machen, wie es geschieht, wenn die Toleranz in Gleichgültigkeit gegen alle christliche Reli-

gion ausartet. Sollte aber die Möglichkeit dieser Gefahr noch nicht hinlänglich einleuchten, so hat dieser Umstand nicht viel zu bedeuten, denn was wirklich ist, ist immer auch möglich, selbst wenn wir das Wie schlechterdings nicht fassen können. Mag es nun, wie immer genommen seyn, so viel ist gewiß, daß die Tolleranz bey uns wirklich oft in Gleichgültigkeit gegen alle christliche Religion ausartet.

Zu den Zeiten, als manche katholischen Christen die Pflicht der christlichen Duldung noch nicht gehörig anerkannten, gaben sie zwar Gott, ihren allwissenden, und den Menschen, ihren oft noch strengeren Richtern, manche Veranlassung zum Tadel, nur nicht zu dem der Gleichgültigkeit gegen alle christliche Religion. Sey es, daß sie öfters auf das Aeußerliche der Religion allzuviel sahen, daß ihr mißverstandener Eifer zu weit ging, es war dennoch Religion, was sie auch äußerlich ehren, was sie durch ihren Eifer verbreiten wollten. Gedanken der Religion erfüllten ihre Seele, wenn sie des Morgens erwachten. Mit Gedanken der Religion genossen sie ihre Speisen, mit Gedanken der Religion überließen sie sich dem Schlafe. Auch in ihren Gesprächen war Religion, und die ganze Erziehung ging von Religion, von der Furcht

Gottes aus. Nun, seit christliche Duldung uns beseelt, ist es nicht mehr so. Ich schweige jetzt noch davon, daß wir jene Lehren, jene Pflichten, jene Andachtsübungen, jene Mittel zur Besserung und Erbauung, die unserer Kirche eigen sind, geringschätzen und vernachlässigen, ich sage jetzt nur, daß wir sogar die Hauptpunkte des Christenthums, die beynahe allen Partheyen gemeinsam sind, mit Kälte betrachten, ewig davon schweigen, sie endlich ganz vergessen und aus unserer Seele verbannen. Wie viele tollerante katholische Christen gibt es nicht, die das ganze Jahr bey keiner Gelegenheit der Vorsehung, der göttlichen Eigenschaften, der Würde Jesu und seines Beyspieles erwähnen? Wie viele tollerante katholische Christen, die ihre Freunde und Untergebene nie durch Gründe der Religion trösten, ermahnen, aufmuntern. Wie viele tollerante katholische Christen, die bey Erziehung ihrer Kinder zwar den Ehrtrieb, das Gefühl der Schicklichkeit und des Anstandes, ja den Eigennutz rege machen, aber ja keinen Gedanken der Religion anwenden, um den Leichtsinn der Jugend zum Ernst, ihren Eigensinn zum Gehorsam, ihren Wankelmuth zur Festigkeit zu bringen? Woher dieser Unterschied vormahliger und jetziger Zeiten? Woher die

heutige Gleichgültigkeit gegen alle christliche Religion? Etwa daher, weil wir böse und gottlos sind? Wir wollen ja Gott und die Tugend nicht verwerfen? Oder daher, weil wir die christliche Religion für schädlich halten? Wem hat sie je geschadet, wem nicht oft erquickt, gestärket? Wie vielen nicht Muth und Hoffnung im Tode gegeben? Was ist es, wenn es die Tolleranz nicht ist, die, indem sie ausartet, uns gleichgültig gegen alle christliche Religion macht. Man wird mir einwerfen, die Tolleranz könne zufällig in diese Fehler ausarten, es sey aber nicht nothwendig, daß jeder tollerante, katholische Christ auch sogleich gleichgültig gegen alle christliche Religion werde. O willkommener Einwurf! Dieß ist es eben, was ich behaupten, wohin ich Sie, geliebte Zuhörer, führen will. Die Tolleranz kann ausarten, sie artet wirklich aus, sie muß aber nicht, sie sollte aber nicht ausarten in Gleichgültigkeit gegen alle christliche Religion. Damit dieses nicht geschehe, haben wir alle nöthig, gewisse Gegenanstalten zu treffen, gewisse Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die vorzüglichste unter denselben ist vollständige, gründliche Kenntniß der christlichen Religion. Wenn wir die christliche Religion nicht kennen, so werden wir schon deß=

wegen keinen Eifer beweisen; denn wie kann ich Wahrheiten bekennen, die mir unbekannt sind, wie kann ich den Trost zeigen, denn ich aus der Religion schöpfe, wenn sie für mich nur ein leerer Nahme ohne Sinn und Bedeutung ist? Wie kann der Hausvater, der Vorgesetzte die Seinigen zur Religion erziehen, durch Religion leiten, trösten, bessern, wenn er den reichen Schatz nicht kennt, den die Religion zu diesen Absichten darbiethet? Benützen wir also gute Bücher, benützen wir den öffentlichen Unterricht, der uns den Schatz des christlichen Glaubens aufschließet, auf daß wir ihn gebrauchen und anwenden. Suchen wir auch die Lehren kennen zu lernen, worin die Hauptpartheyen der mit geduldeten, mit uns lebenden Nichtkatholiken von uns abwichen. Sprechen wir in ihrer Gegenwart von solchen Unterscheidungslehren immer mit Vorsicht und Bescheidenheit, aber öffnen wir unser Herz mit Wärme über die gemeinschaftlichen Glaubenssätze, über den gerechten heiligen Richter im Himmel der das Gute liebt und belohnet, das Böse verabscheuet und bestrafet, der unsere Schicksale leitet und den wir vertrauen! Sprechen wir unbefangen über die weise Vorsehung, über die hohe Würde Christi, vor der sich billig im Him-

mel und auf Erden alle Kniee beugen, über sein erhabenes Beyspiel, das noch nie erreicht, nie übertroffen wurde, über die so reine, so göttliche Sittenlehre des Evangeliums, gegen welche alle menschlichen Rathschläge nur Versuche sind. Beobachten wir dieses Verfahren bey Nichtkatholiken, bey Fremden und Unbekannten; aber wenn wir mit Personen unserer Kirche zusammen kommen, wenn es sich um Erziehung, um Leitung, Besserung handelt, dann müssen schon gar nicht Gleichgültigkeit und Lauigkeit in unseren Reden herrschen. Hier soll Eifer, Wärme und Offenherzigkeit herrschen, hier sollen wir unser Licht leuchten lassen, hier es bekennen, was uns erbaut, tröstet, beruhiget, bessert, hier es laut bekennen, daß wir in der Religion unser Heil, unsere Seligkeit, die völlige Erreichung unserer Bestimmung erwarten. Dieß haben wir zu thun, damit die christliche Duldung, nur Duldung bleibt, daß sie nicht in Gleichgültigkeit ausarte und die christliche Religion nach und nach untergrabe. Doch damit ist nur erst ein Abweg vermieden. Die christliche Duldung soll auch nicht ausarten in Gleichgültigkeit gegen unsere, gegen die katholische Kirche. Dieß ist der Gegenstand des

II. Theils.

Es wird nicht nöthig seyn, zu beweisen, daß die christliche Duldung besonders leicht in Gleichgültigkeit gegen die Kirche, in der wir geboren und erzogen sind, ausarten kann und wirklich ausgeartet ist.

Ich beschränke mich nur darauf zu zeigen, wie unrichtig jene Katholiken schließen, wie unrecht sie handeln, wenn sie aus vermeintlicher, übertriebener Tollerانz, gegen ihre alte, ehrwürdige und wohlverdiente Mutter, die Kirche, gleichgültig sind. Ich werde dieses beweisen aus der natürlichen Pflicht der Menschen, einen bestimmten, festen Character zu haben, aus der Pflicht nach Einigkeit zu streben, aus der innerlichen Würde der katholischen Kirche, als einer weisen und göttlichen Anstalt, und aus den Vortheilen, die sie uns darbiethet.

Mit Recht ist den vernünftigen Menschen alles Schwankende und Characterlose verhaßt; ein Mensch ohne festen, bestimmten Character ist der lästigste Gefährte auf der Reise des Lebens. Man kann von ihm nichts mit Gewißheit erwarten, ihm keinen Auftrag mit Zutrauen ertheilen; sich auf sein Wort nie ver-

lassen. Man weiß nicht, was ihn freut, was ihn beleidigt, was ihn wohl oder wehe thut. Auch die Gottheit erklärt sich gegen diese schwankende Lauigkeit. Ein Rohr, welches vom Winde hin und her getrieben wird. Ein unschmackhaftes Wasser, das aus dem Munde wieder ausgespucket wird. Dieß sind die Bilder, mit welchen das neue Testament die laue Characterlosigkeit darstellt. Nun frage ich: Wird der katholische Christ, der aus Tolleranz alles ablegt, was ihn zum Katholiken macht, und von anderen unterscheidet, an festen Character gewinnen oder verlieren? Ist er noch bestimmt ein Katholik, wenn er das, was nicht bloß christlich, sondern eigentlich katholisch ist, von sich abstreift? Ist er bey seiner Gerichtsschätzung der katholischen Kirche nun bestimmt ein Protestant? Nein, das will er auch nicht seyn. Was ist er also? Ein sehr unbestimmter, schwankender Mensch. Er wird sich vielleicht gewisse Artikeln des Glaubens als wesentlich und nothwendig festsetzen, um sich daran zu halten. Aber wie oft wird er für gut befinden, nicht zu denselben etwas hinzuzusetzen, sondern vielmehr nur davon wegzunehmen, bis seine selbstgemachte Religion gerade so klein, so

nachgiebig, so beschränkt und ohnmächtig seyn wird, daß er unter dem Deckmantel eines unbestimmten, seyn sollenden Christenthums ganz bequem und ungehindert seine Leidenschaften befriedigen, sich alle Selbstverläugnung und Anstrengung ersparen, und mit der Charakterlosigkeit in der Religion, auch die Charakterlosigkeit im Handel und Wandel verbinden kann. Einen solchen Christen kann weder die katholische noch eine andere Kirche für ihren Sohn erkennen. Allein und abgeschieden steht er da.

Es ist aber nach dem Ausspruche Gottes nicht gut, daß der Mensch allein sey. Wir sollen uns mit einander verbrüdern, und troz der Verschiedenheit unserer Anlagen in Gesellschaft auf eine tugendhafte Weise nach Einigkeit des Glaubens und der Gesinnungen streben. Man sage mir nicht, Gott erfreue die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit seiner Verehrer, wie uns die Mannigfaltigkeiten der Blumenbeete, die Mannigfaltigkeit des Gesanges der Waldvögel im Frühlinge ergötzet; denn in Gottes Schöpfung ist zwar eine unendliche Mannigfaltigkeit, aber auch zugleich die größte Ordnung, Harmonie und Einheit. Die Einheit

in der unvernünftigen Natur ist von Gott selbst hervorgebracht; die Menschen sollen aber mit einander nicht nur so übereinstimmen wie der Gesang der Waldvögel, sie sollen sich bemühen, bey ihrem Lobgesang des Schöpfers einen reinen Wohllaut hervorzubringen, sie sollen ihn preisen, wie die harmonischen Chöre der Engel. O, geliebte Zuhörer, wenn wir auch alle aufrichtige, der Kirche zugethane, katholische Christen wären, wenn es auch keine anderen als katholische Christen gäbe, so wäre doch Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit genug unter den Menschen. Die katholische Kirche will ja nicht alle Eigenheit des einzelnen Menschen ersticken; sie läßt einem jeden seine besonderen geistigen Anlagen, sein Temperament, seine Geburt, seinen Stand, sein Vaterland, und will nur, daß der Anhänger Christi alles dieses zur Ehre Gottes, zu seinem und des Nächsten Heil verwalte oder gebrauche.

Man führe mir auch nicht die Rede Kaiser Carl des Fünften an, der zu Luthers Zeiten lebte, die Kirchenspaltung zu hindern bemüht war, und nachdem er freywillig den Thron verlassen und in ein Mönchskloster eingetreten war, sich dort in seiner Muße mit Verfertigung von Uhren unterhielt. Die-

ser Kaiser soll nähmlich, da er bemerkte, daß keine Uhr mit der andern genau übereinstimme, gesagt haben: Nicht einmahl diese Maschinen sind einander ganz gleich; und ich habe die Menschen alle zu einem Glauben bringen wollen. Dieser große Kaiser hätte allerdings Ursache gehabt, seinen mißlungenen Plan zu bereuen, wenn sein Wille gewesen wäre, die Menschen zu einer pünctlichen, maschinenmäßigen Einigkeit, oder eigentlich zu sagen, zu einem characterlosen Einerley zu zwingen. Hat er aber, wie es die Geschichte lehrt, nur die Spaltung der Kirche verhüthen wollen; war sein Wunsch, daß die Christen, daß die Deutschen alle der katholischen Religion zugethan bleiben möchten; was ist an diesem Wunsche zu tadeln? Es war ein Wunsch nach Einigkeit; nach Einigkeit aus Ueberzeugung. Und immer hatte dabey noch so viel Verschiedenheit und Abwechslung unter Christen bestehen können, als vermög der Natur der Sache bestehen muß. Oder sind denn die Katholiken, die einerley Lehre bekennen, einerley Sakramente gebrauchen in den übrigen Dingen einander so ganz gleich? Gibt es nicht Verschiedenheit und Abwechslung genug unter uns? Nein! die Mannigfaltigkeit ist das Werk der Natur, und Nothwendig-

keit; die Einheit soll aber das Werk des Menschen und der freyen Wahl seyn. Wollen wir absichtlich lauter Verschiedenheit hervorbringen, so sind wir Freunde der Unordnung und der Verwirrung. Darin besteht eben schon natürlicher Weise die Würde der katholischen Kirche, daß sie Anstalt zur Einigkeit und Uebereinstimmung ist. Auch die Prediger der andern christlichen Kirchen wünschen unb arbeiten, daß ihre Glaubensbrüder nicht dahin und dorthin ziehen, nicht ihre eigenen abgeschiedenen Wege gehen, sondern sich an ihre Kirche und Versammlung anschließen. Auch die protestantischen Prediger reden in ihren Predigten mit Bedauern davon, daß einige die Versammlungen verlassen; sie ermahnen ihre Zuhörer, daß ihnen ihre Religion, ihre in unserer Stadt zugestandene Glaubensfreyheit theuer seyn soll, daß sie ihr Recht gebrauchen, mit einem Worte, gegen ihre Kirche nicht gleichgültig reden sollten.

Hat unsere alte katholische Kirche nicht wenigstens dieselbe Würde? Ist sie nicht ganz vorzüglich eine Anstalt zur einigen, übereinstimmenden Verehrung Gottes? Hat unsere Kirche, — ohne Beleidigung doch mit Wahrheitsliebe sey es gesagt — hat unsere katholische Kirche nicht den Vorzug, daß sie in sich ein

Ganzes, ein vollendetes Ganzes ist? Ununterbrochen lassen sich die Reihen unserer Bischöfe, wie die Geschlechtstafeln großer Familien weit zurück bis auf die Apostel, welchen sie nachfolgten, bis auf Christum, der sie einsetzte, zurückführen. Hat nicht Christus selbst dieses Streben nach Einigkeit der Kirche zur Pflicht gemacht? Sagt er nicht zu seinen Jüngern: „Ich bin der Weinstock, ihr seyd die Reben. Wer mit mir, so wie ich mit ihm vereinigt bleibt, der bringt viele Früchte; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Wer nicht mit mir vereinigt bleibt, wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorret!" Hat nicht auch Jesus es allen Christen zur Pflicht gemacht, sich in diese Einigkeit zu fügen? Sprach er nicht: „Wer die Kirche nicht höret, ist ein Hayde und Publikan." Dringen nicht die Aposteln auch auf diese kirchliche Ewigkeit? Paulus schreibt an die Epheser IV. 4. „Ihr seyd ein Leib von einem Geiste beseelt, und habet einerley Hoffnung, einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe, einen Gott und Vater aller, der über euch alle herrschet und durch

euch alle und in euch alle wirket." So schreibt der Apostel Paulus und sowohl er als Johannes eifern sehr gegen alle diejenigen, welche von der Kirche sich trennen und die Einigkeit untergraben wollen. Ein Zeichen, daß ihnen kirchliche Einigkeit sehr am Herzen lag. Ich habe es heute nicht mit jenen zu thun, welche an den Unterscheidungslehren unserer Kirche und an den Einrichtungen derselben aus innerlichen Gründen etwas zu bezweifeln finden; diesen wird in anderen Vorträgen geantwortet und wird mehr geantwortet werden. Ich spreche heute nur zu jenen, welche bloß aus übelverstandener Tolleranz alles das bey Seite legen, was unsere Kirche auszeichnet. Dieses Verfahren, wenn wir es auf die gelindeste Art tadeln wollen, ist thöricht und überflüßig.

Ich stamme als Katholik von der ursprünglich apostolischen Kirche her, die Christus vor 18 Jahrhunderten gegründet hat. Diese alte Kirche hat theils aus der Schrift, theils aus der Ueberlieferung den reichen Inhalt des christlichen Glauben abgenommen und sich dessen als der Stütze auf der Reise des Lebens bedient. Man war nicht über alle Kleinigkeiten einig, aber man strebte nach Einigkeit und war einig in Haupt-

dingen. Vor 300 Jahren trennte sich ein ansehnlicher Theil der Christen von der alten Kirche. Sie machten sich einen kürzern und kleinern Inbegriff der Religion. Diese von der katholischen Kirche getrennten Christen bekamen durch das Tolleranzpatent die Erlaubniß in unseren Ländern neben uns ihre Religion frey zu bekennen und auszuüben. Der Wille des menschenfreundlichen Kaiser Josephs war, daß wir ihnen nichts in den Weg legen sollen, weil sie weniger glauben als wir, und daß sie uns in nichts hindern sollen, weil wir mehr glauben als sie. Wäre es nun nicht die größte Thorheit, die niedrigste Schwäche, aus einer vermeintlichen Tolleranz sogleich unsern Glauben, den Glauben der Väter, die Sitten und den Gebrauch der Voraͤlten abzulegen! Wäre dieß Tolleranz? Nein, dieß wäre niedrige Verläugnung des Glaubens, gefühllose, leichtsinnige Geringschätzung des Glaubens unserer Väter. Es wäre Geringschätzung unserer Kirche, zu welcher uns kein Tolleranzpatent verleiten will, verbinden kann. Es wäre undankbare Vergessenheit der Vortheile, die uns unsere Kirche darbiethet und die wir schon erfahren haben. Oder wie, haben wir diese Vortheile nie empfunden? Hat uns das heilige Meßopfer nie erbaut? Haben wir beym Seelenamte

nie voll Rührung und Hoffnung für die verstorbenen Freunde gebethet? Hat das Sakrament der Busse uns nie gebessert? Hat das heilige Sakrament des Altars auf unseren Lippen uns nie geheiliget? Hat der Segen mit dem Heiligsten uns nie mit lebhaften Gefühlen der Allgegenwart Gottes erfüllt? Hat die Lehre vom Reinigungsorte uns nie einen Abscheu auch gegen kleine Vergehungen eingeflößt? War die an manchen Tagen vorgeschriebene Enthaltsamkeit für uns keine Schule der Selbstbeherrschung? O gestehen wir, geliebte Zuhörer, wir haben das eigene unsers Glaubens mit zu wenig Eifer erlernet, zu wenig darüber nachgedacht, es zu wenig befolgt, wenn wir den Vortheil derselben nicht kennen. Die katholische Kirche kann mit Jesu sagen: wollet ihr wissen, wollet ihr fühlen ob meine Lehre von Gott sey, so befolget sie nur, und ihr werdet von ihrer Göttlichkeit überzeugt seyn.

O, so kehret denn zurück in den Schooß der Kirche, ihr alle, die ihr aus allzugroßer Duldung gleichgültig werdet gegen alles, was den Katholiken auszeichnen soll. Seyd nicht undankbar gegen eure

Mutter, die euch erzogen, die ersten Begriffe der Religion beygebracht hat, die euch durch das Leben begleitet, in gesunden und kranken Tagen nicht ohne Hülfe, nicht ohne Trost lassen will, die euch bey der Geburt taufet, im Knabenalter Gott, Jesum kennen lehrt, euer Gewissen zum Erwachen bringt, euch zu dem Tische des Herrn hinführt, die euch im Jünglingsalter firmet, im ganzen Leben ermahnet und erbauet, und im Tode auch mit heiliger Salbung, mit Gebeth und Trost zur Seite steht.

Gelehrte, wohlhabende, reiche Männer sind in unseren Tagen zur katholischen Kirche übergetreten. Und ihr, die ihr im Schooße der katholischen Kirche geboren seyd, ihr wollet gleichgültig seyn gegen eure Mutter?

Daß mich der Geist der Liebe nicht verlasse, wende ich mich zu dir, o Gott, Vater des Lichtes, Quelle der Offenbarung, Lehrer der Welt. Gib uns immer dem Geist der Liebe, der Duldung, entferne aus unseren Köpfen alle Hinderniß, wegen welchen deine Prophezeihung von einem Hirten und einem Schafstalle noch nicht hat erfüllt werden können. Lehre uns das Geheimniß mit der Duldung

den Eifer zu verbinden. Laß uns mit allen Christen, welche Beynahmen sie sich geben mögen, in Frieden leben, aber laß Religion nicht aus unserem Leben, nie aus unserer Erziehung verschwinden! laß uns andere nie vorfolgen, aber auch gegen unsere alte, wohlverdiente Kirche nie gleichgültig und undankbar werden. Laß uns nie zur Lauigkeit, Unbestimmtheit, zu einem characterlosen, schwankenden Glauben, zur blinden Verehrung alles Neuen und Fremden herabsinken. Gib uns, um was wir dich ja täglich bitten! Erleuchte und stärke in allem Guten geistliche und weltliche Obrigkeiten und Regenten, damit sie alles befördern, was zu deiner göttlichen Ehre, zu unserem Heile und zum gemeinen Frieden und Wohlfahrt der Christenheit gedeihen mag. Verleih uns, o Gott des Friedens, rechte Vereinigung im Glauben, ohne alle Spaltung und Zertrennung. Bekehre unsere Herzen zur wahren Busse und Besserung unseres Lebens. Zünde in uns an das Feuer deiner iebe. Gib uns einen Hunger und Eifer

zu aller Gerechtigkeit, damit wir als gehorsame Kinder im Leben und Sterben dir angenehm und wohlgefällig seyn. Amen.

Der
echte und der falsche Aufklärer,
geschildert
nach der Versuchungsgeschichte des Heilandes.
Gehalten
am ersten Sonntag in der Fasten 1812.

„Da verließ ihn der Teufel, und sieh die Engeln traten hinzu, und dienten ihm." Math. IV. 11.

Eingang.

Von der äußersten Wichtigkeit für das ganze Menschengeschlecht war der Ausgang jener Versuchung des Heilandes. Wäre der Sohn des heiligen Gottes nicht weit über alle Reitze des Bösen erhaben gewesen, wäre er der Verführung des Versuchers unterlegen, so wäre es auch um das Glück der Welt, um die Erlösung des Menschengeschlechtes geschehen gewesen. Lassen wir den Heiland thun, was der Versucher will, und der Versöhnungstod und das Evangelium sind unmöglich.

Der Versucher verlangt, daß Jesus aufhöre zu fasten, nicht erst sich aus der Wüste entferne und in einer Stadt oder in einem Dorfe sich um Nahrung

umsehe, sondern sogleich durch seine Wunderkraft sich aus den gegenwärtigen Steinen Brod mache. Hätte nun Jesus nicht einmahl die Unbequemlichkeit des Fastens ertragen können, hätte er nur auf sein körperliches Wohlseyn gedacht, wie hätte er je Selbstverläugnung genug haben können, die Schmerzen der Geißeln, des Kreuzes, des gewaltsamen Todes in der Blüthe des männlichen Alters zu ertragen?

Der Versucher verlangt von ihm, daß er sich im blinden, vermessentlichen Vertrauen auf Gottes Hülfe ohne alle Noth und Pflicht von der Zinne des Tempels herabstürze. Bey solcher muthwillig zugezogener Gefahr bleibt der Arm der Allmacht unthätig. Jesus hätte in diesem Sturze, menschlich gesprochen, schon vor der Zeit und zur Strafe, weil er Gott versuchte, sein Leben verloren, und hätte es nicht mehr freywillig für die Versöhnung des Menschengeschlechtes dahingeben können.

Der Versucher verlangt, daß Jesus für weltliche Herrschaft und Macht, vor ihm niederfalle, und ihn, den Bösen, verehre. Wenn sich nun sein Herz an die Güter der Welt gehängt hätte, würde er in der Armuth uns zum rührenden Beyspiele der Genügsamkeit und Geduld geworden seyn? Würde er

diese Güter haben verlassen wollen, um in der Gestalt eines Missethäters auf dem Kreuze für uns zu sterben. Würde der Tod eines ungetreuen Sohnes, der den Vater verläugnet, der den Bösen angebethet hat, würde ein so unreines Opfer den heiligen Richter haben versöhnen können? Nein! unmöglich. Wenn Jesus der Versuchung unterliegt, so gibt es keine Versöhnung. Vielleicht bleibt aber doch noch das Evangelium, vielleicht bleibt er der beste Lehrer? Auch dieß nicht. Wer in die Wüste geht, als ob er fasten und bethen wollte und dort heimlich Speise zu sich nimmt, wird zum Heuchler, und der Heuchler wird zum Verführer des Volkes. Wer sich von der Zinne des Tempels herabstürzt, ist, wenn auch der Sturz ohne Schaden geschieht, nur ein Gaukler, und belehrt niemanden. Wer endlich Gott verläugnet, den Bösen anbethet, nur einzig nach Herrschaft und Macht und Willkühr strebt, der wird, wie wir es in unserer letzten Betrachtung erkannt haben, aus Bequemlichkeit, Eigennutz, Stolz, die Unwissenheit der Menschen der Aufklärung derselben vorziehen. Mit einem Worte: wer den Fürsten der Finsterniß zu seinen Herrn erkohren hat, der wird auch nur Finsterniß um sich her verbreiten. Unterliegt also Jesus der

Versuchung, so verlieren wir auch an ihm den größten, den weisesten Lehrer. Aber nein! er unterliegt nicht; er siegt über den Bösen. Satan weicht von ihm, die Engeln treten hinzu, sie dienen ihm und wir behalten an ihm den Versöhner, den Lehrer.

Es ist merkwürdig, daß der Versucher, um seinen Zweck zu erreichen, sich sogar in einen Engel des Lichtes zu verstellen weiß. Er äfft die Weisheit nach, er führt Stellen aus der heil. Schrift im Munde. Er macht den Heiland auf seine Rechte, auf seine Ansprüche aufmerksam. Tausend andere, als Jesus Christus, hätten sich täuschen lassen. Es verdient auch unsere Beherzigung daß der Fürst der Finsterniß, obschon er nur angekettet ist, doch nicht ganz unthätig bleibt, und noch immer solche Stellvertreter findet, welche nach seiner Art unter dem Scheine der Weisheit die Menschen verführen. Es gibt solche, die sich Aufgeklärte oder Aufklärer nennen, und unter diesem Titel den Trost des Glaubens, die Würde der Tugend, die Hoffnung der Frommen untergraben. Sind wir auch sicher, daß wir nie solchen Aposteln des Satans in die Hände fallen? Werden wir sie leicht und immer von den wahren Engeln des Lichtes unterscheiden? Welches ist der Unterschied zwi=

schen dem Glanze der Hölle und dem Glanze des Himmels? Zwischen Irrlicht und wahren Licht? Zwischen falscher oder echter Aufklärung? Nie werden wir sicher seyn, weder, daß wir nicht verführt werden, noch daß wir nicht andere verführen, es seyn denn wir kennen diesen Unterschied genau. Damit wir also nicht, indem wir die Weisheit, zu der wir erschaffen sind, suchen und verbreiten, ohne es zu wissen, einen heimlichen Bothen der Finsterniß in die Hände fallen, oder selbst solche Bothen werden; so wollen wir heute ganz eigens den Unterschied der echten Aufklärung von der falschen in Betrachtung ziehen. Es wird sich ein dreyfacher Unterschied zwischen echten und falschen Aufklärung ergeben. Ein Unterschied in der Begründung, ein anderer in den Fortgang, ein dritter in dem Zwecke.

Göttlicher Lehrer, Jesus, du Licht der Welt! enthülle uns die Künste, die Arglist, die Wirkelzüge deines finsteren, sich in erborgtes Licht verkleideten Gegners. Zeuge du dich uns in all deinem dir eigenen, und natürlichen Glanze, damit wir von Täuschung und Verführung sicher, uns auf immer der

wahren ewigen Weisheit, zu der du uns berufen hast, widmen!

I. Theil.

Ehe noch der Heiland selbst seinen Mund zur Belehrung der Welt öffnete, sendete er Johannes den Täufer vor sich her, dieser erhebt an den Gestaden des Jordans seine ernste Stimme und ruft: Thuet Busse, denn das Reich Gottes ist nahe. Es kommen Leute aus allen Ständen hinaus, sie horchen, und was vernehmen sie? Eine Ermahnung an ihre allgemeinen und an ihre besonderen Berufspflichten. Fordert nicht mehr, als euch vorgeschrieben ist, sagte er zu den Zöllnern. Thuet niemanden Gewalt. Begnüget euch mit eurem Solde, zu den Kriegern. Und dieses alles, weil das Reich Gottes nahe ist, weil der gerechte Richter das Böse bestrafet, weil die Axt schon an den Baum gesetzt ist, der keine Früchte bringt; weil der Gott Abrahams die Menschen nicht nach äußerlichen Vorzügen der Ge-

burt, sondern nach dem innerlichen Werth der Tugend beurtheilt.

Kenntniß unserer Pflichten und Beziehung dieser Pflichten auf den heil. Gesetzgeber und gerechten Richter im Himmel, Furcht Gottes also, war auch bey Jesu Aufklärung der Anfang aller Weisheit und sollte auch bey unseren Aufklärungen immer den Anfang machen. Doch sehen wir nun auch auf den Versucher im heutigen Evangelio und beobachten wir, wie er seine verderbliche Weisheit zu gründen strebt, womit er den Anfang mache. Das erste Wort, das er zu Jesu spricht, lautet so: Bist du Gottes Sohn, so heiße diese Steine Brot werden. Er will bey Jesu Stolz und Hochmuth erregen. Er macht ihn auf seine Rechte aufmerksam. Du bist ja der Sohn Gottes, will er sagen, und als solcher hast du große Macht, warum übst du sie nicht aus? Warum hungerst du? Warum machst du dir nicht aus diesen Steinen ein Brot? Gerade so fangen alle falschen Aufklärer an. Sie schmeicheln den Menschen, sie sprechen zu ihnen nur von ihren Rechten, Ansprüchen und Freyheiten.

Wir konnten dieses besonders vor etwa 20 Jah-

ren sehr genau beobachten, da erschollen immer viele Stimmen der Aufklärung, aber sie sprachen nicht von Gottesfurcht, nicht von unseren Pflichten, sondern von den sogenannten Rechten der Menschen. Sie ahmten die Sprache des Versuchers nach und sagten zu ihren Mitbrüdern: Bist du nicht ein Kind Gottes so gut als ein anderer, so gut als Könige und Fürsten? Sind die Menschen nicht einander gleich? Hast du nicht deinen freyen Willen? Warum sollst du nicht thun, was dir zusteht? Warum sollst du deine Rechte als Mensch nicht geltend machen?

Ein mißlicher, ein verkehrter Anfang! Denn wer ohne über seine Pflichten im Reinen zu seyn, ohne sein Herz durch Gottesfurcht gestärkt zu haben, sich genau und emsig über seine Rechte, Ansprüche und Forderungen aufzuklären strebt, der wird der Eigenliebe, er wird dem Eigennutze, dem Uebermuthe zum Raube. Er wird ja nicht, wie es der Apostel will, ein ruhiges und stilles Leben in aller Gottseligkeit führen wollen, sondern es wird ihm in der ganzen Welt zu enge seyn, er wird überall glauben, sich beeinträchtiget, sich unterdrückt zu sehen, die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft wird ihm ungerecht scheinen, der Ge-

horsam wird für ihn die schwerste, die lästigste Tugend seyn, eine falsche Freyheit und Gleichheit wird ihn begeistern, er wird sich an seines Gleichen anschließen, sie werden die Welt in Flammen setzen, Thronen werden stürzen, Könige werden bluten, dieses Blut wird wieder anderes Blut nach sich ziehen, und es wird so viel Unheil geschehen, als wir leider erfahren haben.

O alle ihr Aufklärer der Menschheit und ihr, die ihr euch wollet aufklären lassen, fasset den Unterschied falscher und wahrer Aufklärung in der Begründung wohl auf, seht wie sich Satan und Christus von einander trennen. Satan fängt mit den Rechten, Christus mit den Pflichten an. Jener erweckt Unruhe, Stolz und Unzufriedenheit; dieser Ruhe, Demuth und Gehorsam. Bedenket, daß vielmehr daran gelegen sey, ob wir alle unsere Pflichten kennen und ausüben, als ob wir alle unsere Rechte wissen und sie gebrauchen. Die Pflicht soll erfüllt werden, die Ansprüche dürfen nur geltend gemacht werden. Es ist mir vieles erlaubet, schreibt der Apostel, aber es frommet nicht. Ich kann durch Ausübung meiner Rechte den Nächsten kränken, ihn ärgern, ihn verführen, ich kann unbillig seyn,

indem ich doch thue, was mir zusteht. Nur auf der Pflicht beruht das Heil der Welt.

Auch an euch wende ich mich, Aeltern und Erzieher, die ihr euern Kindern und Zöglingen eine aufgeklärte Erziehung und Bildung geben wollet. Fanget an mit der Gottesfurcht, fanget an mit den darauf gegründeten Pflichten. Lasset die Kinder weder unmittelbar noch mittelbar zu frühe ihre Rechte und Ansprüche fühlen. Saget nicht zu dem Kinde: Du bist eines reichen Vaters Sohn, du wirst einst viel erben, du wirst einst über vieles zu befehlen haben. Lerne nur, was dich freut, du wirst immer zu leben haben. Warum sollst du dich denn plagen und anstrengen? — Doch so thöricht wollet ihr ohnehin nicht handeln. Ihr haltet die Kinder zum Lernen, zur Erwerbung mancher Geschicklichkeit an. Ihr lehrt sie bey Zeiten Erdebeschreibung, Naturgeschichte, Geschichte, ihr lasset sie die schweresten Rechnungen auflösen; ihr lehret sie in mehreren Sprachen zierlich schreiben, zierlich reden. Sehr löbliche Kenntnisse, wenn der wahre Grund mit der Furcht Gottes und Kenntniß seiner Gebothe wäre gelegt worden! Aber dieses mangelt eben. Davon redet ihr wenig oder nichts. Und was sind eure Kinder ohne diesen wahren und ewigen

Fundament aller Erziehung, aller Aufklärung. Sehet sie an! Wie geberden sie sich? Gebildet und unterrichtet in ihrem Verstand, und vernachlässiget in ihren Herzen, sind sie früh reife Menschen, listig, stolz, aufgeblasen; sie tadeln alles, sie wissen alles besser. Sie haben vor Alter und Erfahrung keine Ehrfurcht, sie merken zu bald eure eigenen Schwachheiten, und ihr seyd die ersten, die von ihnen betrogen, verachtet und geheim verspottet werden. Könnte es anders seyn? Bey solcher Erziehung ist alle Bildung nur ein Schnitzwerk an ein morsches Holz geleimt. Bald fällt es herab. Es ist vergoldet Papier. Bald wischt es sich ab und die gehaltlose Unterlage erscheint.

Wenn unsere guten Voraltern ein Kind sahen, welches in seinem zartesten Alter schon tanzen, singen, fremde Sprachen reden konnte, so nahmen sie das Kind mit liebreichem Ernst bey der Hand und fragten: Du bist ja recht geschickt mein Kind, nun sage mir: Kannst du denn auch schon das heil. Kreuz machen? Weißt du das Gebeth des Herrn und die Gebothe Gottes? Diese guten Voraltern wußten so gut als wir, daß in den äußerlichen Zeichen des Kreuzes daß in dem bloßen Hersagen der Gebothe, die Religion und Sittlichkeit nicht bestehe, aber sie gaben da-

durch zu erkennen, daß sie den festen Grund wahrer Bildung und Aufklärung wohl gefaßt hatten. Nicht mit dem Satan wollten sie die Menschen anspruchsvoll und gottvergessen, sondern mit Jesu sie gottesfürchtig und sittlich gut wissen. Treten wir in die Fußstapfen der Voraltern und setzen wir bey uns fest, daß die falsche Aufklärung mit einer einseitigen Begünstigung menschlicher Ausprüche die wahre aber mit der Gottesfurcht und mit der Lehre von den Pflichten anfange.

II. Theil.

So klar und bestimmt sich der Unterschied der wahren und falschen Aufklärung in der Art ihrer Begründung angeben läßt, eben so klar und bestimmt läßt sich der Unterschied angeben, der bey ihrer ferneren Ausbreitung, bey ihrem Fortgange Statt findet. Die Aufklärung hat ihren Fortgang entweder wenn wir fortfahren, andere zu belehren, oder wenn wir unsere Ueberzeugung in Handlungen übergehen lassen. Bey jedem Fortgang ist es gewiß, daß wahre Aufklärung, wenn sie belehrt, durch Vorsicht,

und wenn sie handelt, sich durch Bescheidenheit auszeichnet.

So lehrte Jesus zwar ohne Menschenfurcht, ohne Ansehen der Person, aber mit welcher Vorsicht? Er beugt von weiten allen schädlichen Mißverständnissen und Anwendungen vor. Er sagt: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzuheben, sondern zu erfüllen. Die Schriftgelehrten und Pharisäer sitzen auf dem Stuhle Moses: Alles, was sie auch allenfalls zu beobachten lehren, das haltet und thut. Also nicht ohne Rücksicht — ich sage nicht auf die Religion — denn diese hat von der wahren Aufklärung nichts zu fürchten, ich sage, nicht ohne schonende Rücksicht auf kirchliche Gebräuche und Einrichtungen, und sollte sich auch, wie in die Satzungen der Pharisäer manches Willkürliche, Uebertriebene und Unschickliche eingeschlichen haben. Nicht ohne schonende Rücksicht auf die bestehenden Obrigkeiten, nicht ohne Rücksicht auf alles, was Ruhe und Gehorsam untergraben könnte, wird wahre Aufklärung verbreitet.

Es gefiel Jesu nicht, das alte Gebäude gerade niederzureissen, sondern er begnügt sich damit, neben

der baufälligen nur auf eine gewisse Zeit von Gott bestimmten alten Stiftshütte oder Bundeslade, den ewigen Tempel des neuen Bundes aufzubauen. Er rechnete darauf, daß die Menschen, wenn sie einmahl die himmlische Wahrheit in ihrer Schönheit würden gesehen haben, von selbst die Unwissenheit und das Vorurtheil verlassen und dem Besseren nachstreben werden.

In eben diesem Geiste der Vorsicht, sagte er einst zu seinen Schülern: Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht vertragen.

Zu dieser unserer Vorsicht in der Verbreitung gesellt sich bey Jesu die größte Bescheidenheit und die Ausübung seiner Lehre. Er braucht das Licht, das in ihm ist, nicht dazu, sich über alles hinauszusetzen, sich eine freyere, den andern zur Aegerniß dienende Lebensart zu erlauben. Er geht jährlich auf das Osterfest, obschon er ein neues, großes Opfer einsetzen wollte. Er zahlt die üblichen Steuern, obschon er als Sohn Gottes über jeden Tribut erhaben war. Er sucht sich im Aeußerlichen, so weit es ohne Heucheley geschehen konnte, den gewöhnlichen Menschen gleich zu stellen, er legte nur bey natürlicher Veranlassung,

nie sich hervordrängend, seine reineren Begriffe durch Handlungen an den Tag, obschon er weit erhaben war über die dürftigen Kenntnisse deren, die um bemerket zu werden, sich an die Ecken der Gässen stellten.

So verbreitete Jesus durch Lehre und Handlung mit Vorsicht und Bescheidenheit seine echte Aufklärung. Durch den Anblick dieses Musters gestärket, werfen wir nun einen Blick auf den Versucher im Evangelio und sehen wir, wie er geneigt ist, seine Aufklärung zu verbreiten. Daß in einem Geiste, der die Menschen verführen will, keine Vorsicht, keine Schonung, daß in einem Geiste, der sich einst gegen Gott auflehnte keine Bescheidenheit Statt habe, darf uns nicht wundern, aber wohl müssen wir über die Kühnheit erstaunen, die er hat, sogar Jesum zur Unvorsichtigkeit, zur Unbescheidenheit, zur Vermessenheit zu verleiten. Er verlangt von ihm, daß er sich von der Zinne des Tempels herunterstürze. Wie unvorsichtig wäre dieses in jeder Rücksicht gewesen. Sey es, daß Jesus in einer so muthwillig gesuchten Gefahr nicht umgekommen wäre, daß ihn die Engel wirklich getragen und unverletzt auf den Boden gebracht hätten, welche Unvorsichtigkeit hätte nicht Jesus schon als Lehrer und Aufklärer der Menschen ver=

rathen! Es ist wahr, die Menschen wären herbeygeströmt und hätten den Wundermann angestaunt. Aber entweder hätte dann Jesus alsogleich seine Lehre verkündiget oder er hätte geschwiegen. Hätte er geredet und seine Lehre verkündiget; hätte er gesagt: Ich bin das Licht der Welt. Der Tempel, von dem ich, wie ihr seht, unbeschädigt herabstürzte, wird bald selbst zusammenstürzen; der alte Bund hat sein Ende erreicht; ein neues Gesetz bringe ich euch, mich müßt ihr hören. Hätte er so geredet, wie er später nach und nach wirklich geredet hat; welche Verwirrung in den unvorbereiteten Köpfen, welche Bangigkeit in den Herzen, welche Zweifel, welche Unruhe, welches Hin- und her Rennen; ein Aufstand hätte sich gebildet, der König, der Landpfleger würde seine Schergen gesandt und sich der Person Jesu bemächtiget haben, und nur neue Wunder hätten ihn retten können. Und was wäre für die Verkündigung des Evangeliums gewonnen gewesen? Wieviel wäre geschadet worden? Die Welt würde durch diese Wunder weder belehrt noch überzeugt worden seyn. Setzen wir aber, Jesus hätte nach dem Sturz geschwiegen und wäre bald der staunenden Menge aus den Augen

verschwunden. Hätte nicht die ganze Erscheinung mehr Lächerliches als Erbauliches gehabt? Wie würde man Jesum angesehen haben, wenn er sich darauf als Lehrer der Menschen gezeigt hätte? Für einen Gaukler würde man ihn gehalten, nichts Würdiges, nichts Edles bey ihm vorausgesetzet, höchstens, wie dort Herodes, gefordert haben, daß er zur Belustigung noch ein ähnliches Wunder wirke. Unbescheiden, höchst unbescheiden wäre diese Handlung gewesen. Er hätte durch diesen Sturz zwar mehr, als alle Pharisäer durch ihre Andacht die Blicke der Menschen auf sich gezogen, aber er hätte auch seine hohe, sittliche Würde verläugnet, er wäre aus einem Lehrer der Welt, zu einem eiteln, ruhmbegierigen, auf Menschenlob erpichten Sterblichen herabgesunken. Er würde durch ein so auffallendes, unverhofftes, ganz zweckloses und zweckwidriges Wunder die Menschen eher verführet, geärgert, als nur im geringsten belehrt haben.

Und doch handeln die falschen Aufklärer gerade so, wie Jesus nach dem Rathe des Versuchers hätte handeln sollen. Sie bekümmern sich um keine möglichen Mißverständnisse, sie bereiten nichts vor; sie wollen andere gerade in den Abgrund der Weisheit hineinstürzen. Sie schonen keinen Gebrauch, keine

Einrichtungen, keine Obrigkeit, sie setzen sich über alles hinweg, was nicht wesentlich ist. Sie verkündigen überall scharf und ohne Schonung ihr Besserwissen, sie handeln überall nur nach ihren Gedanken, ohne Rücksicht ob sie verderben, ob sie verführen, ob sie ärgern, ob sie Ungehorsam, Unruhe und Aufruhr begünstigen. Auf diese Art Aufklärung lehren, Aufklärung ausüben, heißt nicht Licht, sondern Feuer verbreiten. Schon durch die Natur gibt uns Gott einen Wink, daß die Aufklärung mit Vorsicht und mit Bescheidenheit zu verbreiten sey. Er läßt seine Sonne nicht plötzlich, sondern erst nach vorhergegangener Morgenröthe über der Erde erscheinen. Auch die Erfahrung lehrt desgleichen. Denn die köstlichste Arzney wird eine verkehrte Wirkung hervorbringen, wenn die Natur des kranken davor so vielen Abscheu hat, daß er sie nicht vertragen und verarbeiten kann. Je unwissender jemand, je mehr seine Seele vom Aberglaube und Vorurtheil umsponnen ist, desto vorsichtiger müssen wir seyn, wenn wir ihm die Wahrheit mittheilen, ihn aufklären und wollen. Wenn der Augenarzt den Staar gestochen hat, so verbindet er wieder geflissentlich die nun sehenden Augen. Der Geheilte muß lange in einem dunkeln Zimmer wohnen

und darf sich nur nach und nach an das Licht gewöhnen, damit nicht der volle Glanz des Tages seine Augen blende und das kaum gereinigte Werkzeug wieder unbrauchbar werde. Durch Vorsicht also, durch Vorsicht und Bescheidenheit unterscheidet sich die wahre Aufklärung von der falschen, während der Verbreitung und Ausübung, während ihres Fortganges.

III. Theil.

Jedes vernünftige Streben hat seinen bestimmten Zweck und so fragen wir denn auch billig: was ist der Zweck echter Aufklärung? Hat die falsche eine von dieser verschiedene? Sehen wir abermahl zuerst auf Jesum, er wird uns den Zweck der wahren Aufklärung offenbaren. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahin gab, damit niemand, der an ihn glaubt, zu Grunde gehe, sondern das ewige Leben erhalte. Ich bin nicht gekommen, bedienet zu werden, sondern zu dienen. Ich suche nicht meine Ehre, es ist ein anderer, der sie sucht." So spricht der Heiland von dem Zwecke seiner Sendung und bezeichnet seine Schritte mit Wohlthaten, macht sein

Leben zum Spiegel aller Tugenden. Er wollte die Menschen zu einer Gottseligkeit führen, welche, wie der Apostel spricht, die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat. Der Mensch sollte nach seinem Plane gut und dadurch zeitlich und ewig glücklich werden. Dahin soll jede Aufklärung zielen. Sie soll uns die Uebeln dieses Lebens in einem milden Lichte zeigen, sie soll ihnen so viel möglich abhelfen, sie soll uns für jene, die nicht vernünftig abzuwenden sind, Geduld und Ergebung einflößen. Unter ihrer Leitung soll das Band der bürgerlichen Gesellschaft fester, die Ehen ehrbarer, die Erziehung vernünftiger, die Verwaltung der Aemter weiser und getreuer und Alles um uns her des Menschen würdiger werden. Indem die Aufklärung uns vor leeren Schreckbildern, vor eingebildeten Leiden bewahrt und uns so großen Lasten enthebt, soll sie uns zu edeln Aufopferungen im Leben geneigt machen. Sie soll uns Muth einflößen für unser Vaterland zu leben und zu sterben. Sie soll uns in dem Tode eine tröstliche Aussicht zeigen und uns im Himmelreiche das Reich der Wahrheit, des Lichtes, der vollkommenen Kenntniß hoffen lassen. Dort, wo der Glaube sich in Anschauen verwandeln, wo sich das

Stückwerk unserer Erkenntniß ordnen, wo sich die Dunkelheit aufhellen, wo wir den würdigsten und erhabensten Gegenstand unserer Gedanken Gott von Angesicht zu Angesicht sehen sollen — dort jenseits des Grabes wird einst die vollkommenste Klarheit seyn, und jene Aufklärung, die zu dieser führt, ist allein die wahre. Die Aufklärung, die Jesus lehrte, führt dahin. Ihr Zweck war das Beßte der Welt, Tugend und Seligkeit der Menschen. Ganz andere Absichten verräth der Versucher in dem Evangelio. Er selbst sucht nur seine eigene Ehre und verlangt von Jesu, er solle nach Herrschaft streben, solle die Königreiche der Welt annehmen und dafür Gott verläugnen, ihn aber, den Bösen, verehren. Alle diese Königreiche hatten bereits ihre Herren, ihre Könige, sie hätten also müssen vom Throne gestürzet werden, um einen einzigen Herrn Platz zu machen. Alle Kronen hätten zu den Füssen Jesu müssen darnieder gelegt werden. Eine solche Umwälzung der Welt, wie viel Blutvergießen hätte sie nicht gekostet? Und was hätte es der Welt genützt, von einem Herrn regiert zu werden, der selbst nicht Gott, sondern den Bösen für seinen Oberherrn anerkennet? Was wäre aus den Völkern geworden, deren König dem Teufel gedienet

hätte? Sein Beyspiel hätte angestecket. Tugend, Seligkeit wäre aus der Welt verschwunden. O, geliebte Zuhörer, es finden sich noch itzt Aufklärer, die dem Teufel dienen, welche darauf hinarbeiten, Tugend und Seligkeit zu untergraben. Sie sprechen die Leidenschaft von der Obergewalt des Gewissens frey, sie berauben den Unglücklichen des Trostes, sie vernichten uns die schönste Zukunft. Hier erklärt einer alles für Priesterbetrug und sagt: Genieße, was du kannst, leide, was du mußt. Dort lacht einer über die Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Mannes, und sagt: Auf sich selbst muß man denken. Dort ladet einer zu unaufhörlich sinnlichen Freuden ein und spricht: Wenn ich todt bin, ist die ganze Welt mit mir todt. O abscheuliche, die Menschheit entehrende, grausame Lehren!

„Genieße was du kannst, leide, was du mußt." Also wäre der Mensch dem unvernünftigen Thiere gleich, oder noch ärger, als dasselbe, denn das Thier weiß sein Maß und seine Grenze, der Mensch aber, wenn er Vernunft und Religion wegwirft, kennt er kein Maß und Ziel. Er wälzt sich in Lüsten, bis Erschöpfung und Schmerzen ihm zum Stillstande bringen. Also nichts sollen wir lei-

den, als was wir leiden müssen. Kein Ungemach freywillig für unsern Freund, für unser Vaterland, für die Tugend und aus Liebe zu Gott übernehmen? Und das wäre also Betrug der Priester, wenn wir lehren eine vernünftige Mäßigung der Begierde, eine willige Uebernahme von Beschwerde aus Liebe zu Gott und den Menschen?

Auf sich selbst muß man denken. Das wäre der Gipfel wahrer Weisheit? und du Jesus Christus, der du nicht auf dich selbst gedacht, der du dein Leben für uns dahin gegeben hast, deine Lehre, dein Beyspiel wäre Thorheit? Du, Gewissen, Selbstbewußtseyn, welche uns warnet, und im Finstern erschreckt, du, o Gott, der du in dem Sturme saussest, in dem Donner hallest, du dessen Ehre die Himmel erzählen, der du der Sonne, dem Monde ihre Bahn angewiesen hast, der du des Nachts aus Millionen Sternen erhaben, freundlich auf uns herabblickst, ihr beyden Heiligthümer der Menschen, Gott und Gewissen, ihr wäret etwa auch nur Menschenerfindung und Betrug der Priester?

„Wenn ich todt bin, ist die ganze Welt mit mir todt.“ O schöne, trostvolle Worte! Gehe hin, falscher Aufklärer, und verkünde

deine Lehre dem armen Kranken, der Jahre lang auf seinem Lager schmachtet, dem armen Gefangenen, der keinen Ausgang aus den Ketten, aus dem Kerker vor sich sieht, als durch den Tod. Verkünde sie den geliebten Sohne guter Aeltern, der sich von seinen Geschwistern losreißt, um, den Gesetzen gehorsam, sich unter die Vertheidiger des Vaterlandes zu stellen. Gehe hin, und ehe er in die Schlacht schreitet, sage ihm: wenn du todt bist, ist die ganze Welt mit dir todt, damit er dir zurufe: Versucher, weiche von mir! O grausamer Mörder, den Glauben willst du morden an den sich von jeher die Guten, Verständigen gehalten haben! Die Unsterblichkeit der Seele willst du läugnen, den Glauben, von welchem Jesus beseelt war, als er nach so vielen Leiden sprach: Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist! Den Glauben willst du vernichten, der immer nur zur Tugend, nie, wie dein Grundsatz, zum Laster führet! Den Glauben, der uns schon hier einen Vorgeschmack des Himmels gibt, indessen du mit deinen Todesworten auch diesem Leben den schönsten Reitz benimmst, es zu einer sinnlichen Erscheinung, zu einem abgebrochenen Schauspiel, zu einem faden Schattenspiel

machest, und nach diesem Leben jeden Trost, jedes Licht auslöschen willst, auf daß wir gar nicht ahnden sollen, wohin wir kommen, oder wohin wir gehen.

O fort mit aller solchen lieblosen Aufklärung! Nur wer die Tugend rühmt, nur wer das Beste der Welt will, nur wer alles auf die hohe Würde des Menschen, auf seine geistige unsterbliche Natur bezieht, im Sinne der christlichen Religion und Kirche denkt, lehrt und handelt, dessen Aufklärung ist die wahre, die christliche, die gottesgefällige.

Ich habe geendet, geliebte Zuhörer! Ich hoffe sie überzeugt zu haben, daß die Unwissenheit nur den Leidenschaften der Menschen, Gott aber nur das Licht gefallen kann, daß aber die Aufklärung, die Gott gefällt, christlich, d. i. ordentlich begründet, vorsichtig und bescheiden verbreitet und ausgeübet werden, und zum letzten Endzwecke Tugend und Glückseligkeit der Welt haben müsse.

Es ist nun klar, daß die Vorwürfe, die man der Aufklärung macht, nur die unordentliche, die unbescheidene, die zweckwidrige treffen kann. Es ist entschieden, daß, um den Gefahren einer falschen Aufklärung zu entgehen, wir uns nicht in die Arme der

Unwissenheit werfen, sondern nur echte, gottesgefällige Aufklärung vorzuziehen nöthig haben. Und so wollen wir denn Gott bitten, daß er diese Ueberzeugung in uns erhalte und belebe. Wir wollen ihn anflehen, um Licht und Wahrheit zu seiner Ehre, zu Gunsten der Tugend, zum Besten der Welt. Möche er unter uns vor allen reine Kenntniß der Religion und unserer Pflichten gedeihen lassen. Möchte er auch alle die nützlichen und ehrbaren Wissenschaften verbreiten, woraus die Staatsmänner, die Feldherren, die Richter, die Beamten, die Priester schöpfen können, was zu unserm Glücke dienet! Möchte er sie segnen alle unsere Bildungsanstalten, Erziehungshäuser und Schulen; möchte er sie zu Pflanzschulen einer christlichen, gottesgefälligen Aufklärung werden lassen. Die Lichter aber, welche heute am Altare von dem Priester des Herrn geweiht und vertheilet werden, seyen uns eben ein Sinnbild der wahren, von uns erwählten Aufklärung, die von Gott ausgeht, und, nachdem sie uns auf der Bahn der Pflicht treu vorgeleuchtet hat, uns wieder zur Quelle alles Lichtes und aller Seligkeit zurückführt. Amen.

Ueber
häusliche Religiosität
besonders
über das Tischgebeth.
Gehalten
am sechsten Sonntage nach Pfingsten,
1812.

„Er befahl dem Volke sich auf die Erde niederzusetzen: alsdann nahm er die sieben Brote, dankte, und nachdem er sie gebrochen hatte, gab er sie seinen Jüngern zum Vorlegen und sie legten selbe dem Volke vor."
Mark. 8. 16.

Eingang.

Groß war die Macht, welche der Heiland durch die wunderbare Vermehrung der Brote und Fische bewies. Mit nicht mehr als sieben Broten und etlichen kleinen Fischen wurden bey 5000 gespeiset, sie wurden satt und die Jünger hoben noch sieben Körbe voll von den Stücken auf, welche übrig geblieben waren.

Groß war die Anspruchslosigkeit, mit welcher Jesus dieses Wunder wirkte. Er wollte nicht angestaunt, nicht gepriesen seyn. Sobald diese Fünftausende, die sich um ihn versammelt hatten, gespeiset

und gesättiget waren, entließ er sie, und fuhr mit seinen Jüngern über den See, um in eine andere Gegend zu kommen.

Groß war auch die Güte und die Weisheit, welche den Heiland zu diesem Wunder veranlaßten. Wie viele öffentliche Personen, Lehrer, Helden, Staatsmänner und Regenten, wenn Neugierde oder Liebe und Achtung eine Volksmenge herbeyführt, sie zu sehen oder zu hören — finden in dem Genuße der erregten, allgemeinen Aufmerksamkeit ihre ganze Befriedigung und denken nicht weiter an das Loos der herbeygeströmten Menge. — Jesu Herz ist sich nicht selbst genug. Er triumphirt nicht selbstsüchtig darüber, daß er durch drey Tage die Aufmerksamkeit einer zerstreuten Volksmenge gefesselt hatte. Menschenfreundlich und wohlwollend spricht er zu seinen Jüngern: Mich erbarmet dieses Volkes, denn sehet, sie sind nun drey Tage bey mir verharret, und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeiset von mir nach Hause gehen lasse, werden sie auf dem Wege erliegen. O der gütige, der weise Lehrer, der nie vergaß, daß die Menschen keine puren Geister, daß die Bedürfnisse des Lebens auch für den

Frommen und Guten wirkliche Bedürfnisse sind, und daß man immer vergebens den schwächern Menschen eine Religion und Sittenlehre predigen würde, welche auf die irdischen Dinge gar keine Rücksicht nähme und also nur für die Engeln im Himmel anwendbar wäre.

Ja der Heiland wollte dem Menschen seine irdischen Bedürfnisse nicht nehmen, aber sie durch Religion mäßigen und heiligen, sogar ihre Befriedigung zum Gottesdienste und zur Tugendübung veredlen. Das heutige Evangelium zeigt dieses besonders von dem Bedürfnisse der Nahrung. Jesus lehrte nicht blos das Volk, er speisete es auch, aber er speisete es unter Anrufung des heiligen Vaters, unter frommer Danksagung für seine Gaben. Dieses Gebeth vor dem Genuße der Nahrung war ihm, auch wenn er nicht andere, sondern nur sich selbst speisete, immer ein heiliges Gesetz. Es ist nicht anders zu denken als daß er in seiner Art das Tischgebeth zu verrichten immer eine besondere Andacht, eine besondere Rührung, etwas ganz Eigenes und Auszeichnendes zu offenbaren pflegte; denn als er sich von jenen zwey Jüngern, die nach Emaus gingen und ihn nach einer langen und wichtigen Unterredung noch immer nicht erkann-

ten, zu einem Abendessen laden ließ, war es gerade der Augenblick, in welchem er das Brod nahm und das Dankgebeth sprach, in welchem ihnen die Augen aufgingen und sie ihn endlich für ihren Herrn und Meister erkannten. Was bey Jesus eine auszeichnende Eigenheit seiner Person war, — nähmlich ein andächtiges, gerührtes Tischgebeth — es ist heut zu Tage nicht überall mehr, es ist am wenigstens in großen Städten die auszeichnende Eigenheit der Christen. Die meisten armen Familien mögen wohl noch ihr Weniges, was ihnen beschert ist, mit einem dankbaren Gebeth verzehren, aber die Wohlhabenderen setzen sich zum schweren Tisch, entweder bloß unter einem gedankenlos gemachten Zeichen des Kreutzes, oder — selbst ohne diesen kleinen Ueberrest der Religion. Wir sind geneigt überall zu genießen, aber — ich möchte sagen, — entweder wie allmächtige Götter die das, was sie genießen, selbst erschaffen, also Niemanden dafü zu danken haben, oder wie unvernünftige Thiere, die den gütigen Schöpfer nicht ahnden, der ihnen Nahrung wachsen läßt! — Dieß veranlaßt mich heute eigens von dem christlichen Tischgebethe zu reden. Achten Sie, geliebte Zuhörer, einen Gegenstand nicht gering und klein, der einen großen Mann,

der den Sohn Gottes, Jesum auszeichnete. Achten Sie das Tischgebeth nicht für gering oder klein, denn ich werde zeigen I. daß es ein Theil der schuldigen Gottesverehrung, II. daß es ein Mittel zur Belebung vieler Tugenden ist. Noch einmahl! Achten Sie nicht für gering und klein, was Jesus nicht für gering, und klein achtete. Und haben Sie je dafür gehalten, daß ich mich bestrebe, Ihnen Religion und Sittenlehre ohne pharisäischen Kleinigkeitsgeist vorzutragen, o so setzen Sie gütig voraus, daß ich mir auch heute nicht ungetreu bin. Und möge mir kein Vorurtheil die Aufmerksamkeit rauben, um die ich bitte.

I. Theil.

Es darf einem Religionslehrer nicht unbekannt seyn, daß nach dem Ausspruche des Apostel Jacob, eine reine und unbefleckte Frömmigkeit darin bestehe, den Waisen und Wittwen in ihrer Noth beyzustehen, und sich von der Welt unbefleckt zu erhalten und daß die Gottesverehrung desjenigen eitel ist, der da meinet, er sey gottesfürchtig, indem er doch seine Zunge nicht im Zau-

me hält und sein eigenes Herz verführt. Gewiß es ist unsere Pflicht, die Aehnlichkeit mit Gott, die Veredelung des ganzen Menschen als Zweck oder doch als zuverlässiges Kennzeichen einer wahren Gottesverehrung zu betrachten. Aber, g. Z., wir gehen gewöhnlich weiter, wir wollen Tugend und Gottesähnlichkeit ohne unmittelbare Gottesverehrung, wir wollen Tugend ohne Religion, wir wollen zuletzt nur keine Religion, sey es nun mit oder ohne Tugend.

Ich will indessen davon schweigen, wie sehr die unmittelbare, aufrichtige Gottesverehrung jede Tugend belebte und stärke, ich will Sie vorher aufmerksam machen, daß unmittelbare Gottesverehrung d. i. Erkenntniß und Bekenntniß seiner Eigenschaften, dankbare Beherzigung seiner Wohlthaten und vertrauensvolle Bitte um seinen Beystand an und für sich selbst schon Pflicht und Tugend ist. Lassen Sie mich diese Wahrheit, so weit es zu meinem Gegenstande nöthig ist, durch menschliche Verhältnisse erläutern.

In der ganzen Welt, wo immer die Menschen aus dem Stande der Wildheit getreten sind, wo immer eine sittliche Ordnung herrscht, wo immer eine

sittliche Gesellschaft errichtet ist, fordert man, daß der Unterthan seinen Herrn, der Untergebene den Vorgesetzten, daß Kind seinen Vater erkenne und bekenne. Und das nicht nur innerlich im Gewissen, sondern auch äußerlich, durch verschiedene Ceremonien und Ehrenbezeigungen. Dieses anschauliche Bekenntniß ist auch sehr natürlich; denn wenn ein aufrichtiges und warmes Gefühl, eine ungeheuchelte Ueberzeugung in unserer Seele wohnet, so wird sie sich auch äußerlich zeigen und offenbaren. Nur aus Klugheit, Furcht, Falschheit und Scham halten wir den Ausdruck unserer Gefühle zurück.

In der ganzen Welt, wo immer Menschen beysammen wohnen, selbst wenn sie noch in einem gewissen Zustand der Wildheit und Rohheit sich befinden, ist es allgemein anerkannt, daß Wohlthaten Dankbarkeit verdienen. Ueberall ist ein undankbarer Mensch das Scheusal seiner Mitmenschen. Ueberall zeigt man auf ihn und wendet schnell die Augen von ihm ab. Und da selbst unvernünftige Thiere im Stande sind, ihren Wohlthäter zu kennen, ihn von anderen zu unterscheiden, da sie — die Thiere nicht selten ihren Wohlthäter durch treue Anhänglichkeit bis in den Tod lohnen, so verabscheuet man um so mehr einen

Menschen, der weniger Verstand, Gedächtniß und Herz zu haben scheint als ein Thier; — so verabscheuet man um so mehr einen undankbaren Menschen, der im Stande ist zu vergessen oder mit Bösen zu vergelten, was ihm seine Mitbrüder Gutes gethan haben.

In der ganzen Welt endlich, wird gefordert, daß der Hülfsbedürftige sich dem Mächtigen mit Bescheidenheit und Vertrauen nahe und ihn um Hülfe ausdrücklich anspreche, selbst wenn der, welcher helfen kann, ohnehin alle Neigung, und allen guten Willen zu helfen hat. Deswegen bitten Unterthanen ihren Regenten und Kinder ihre Aeltern. Man macht Anstalten für ihre Bedürfnisse, ehe sie noch ihr Bedürfniß einsehen, aber die bescheiden vertrauensvolle Bitte wird unabläßlich gefordert.

Ein Beyspiel von allen diesen drey überall anerkannten Pflichten finden wir in dem Benehmen des Königs Pharao gegen Joseph, den Ausleger seiner Träume und weisesten Rathgeber für das Beste des egyptischen Landes. — Pharao beweiset gegen ihn 1. Erkenntniß seiner Verdienste, seiner Würde; 2. Dankbarkeit und 3. Vertrauen.

Er beweiset Erkenntniß seiner Würde und seiner Verdienste; denn nachdem Joseph die sieben fruchtbaren und die sieben unfruchtbaren Jahre vorausgesagt und den Vorschlag von Getreidevorräthen gemacht hat, sagt Pharao: Werden wir einen Mann so voll göttlichen Geistes finden können, wie dieser ist? — und zu Joseph sprach er: Weil dir Gott alles dieses geoffenbaret hat, so ist wohl niemand so weise und so klug wie du.

Pharao beweiset gegen Joseph Dankbarkeit; denn er spricht ferner zu ihm: Du sollst von nun an Verwalter meines Hauses seyn; mein ganzes Volk soll nur von deinen Befehlen abhängen. Nur den Thron behalte ich mir vor, dich habe ich über ganz Aegypten gesetzt. Zugleich zog Pharao seinen Ring ab und steckt ihn dem Joseph an den Finger, ließ ihm ein sehr feines Kleid anlegen, ihn mit einer goldenen Kette um den Hals schmücken und in seinem zweyten Staatswagen fahren.

Dadurch bewies Pharao unstreitig zugleich viel Vertrauen; denn hätte er bloß Dankbarkeit ohne Vertrauen gefühlt, so würde er ihn zwar beschenkt

und äußerlich geehrt, aber ihn nicht zum ersten Minister, zum Unterkönig von ganz Aegypten ernannt und das Wohl und Wehe des Landes in seine Hände gelegt haben.

Diesen Grundsätzen und diesem Beyspiele werden Sie, g. Z., ihren Beyfall schwerlich versagen? — Warum aber lassen wir gegen Gott nicht gelten was gegen ihn mehr als gegen jeden Menschen gelten soll? — Es dünkt uns natürlich, unsern Regenten anzuerkennen und zu ehren, wohlthätigen Menschen zu danken, und Mächtige, besonders wenn sie zugleich wohlwollend sind, mit Vertrauen zu bitten, und doch ist unser Eifer so klein, den größten Regenten, Gott, zu erkennen und zu ehren, dem größten Wohlthäter, Gott, zu danken, den größten Fürsorger, Gott, zu bitten. Was ist Joseph mit seinen Getreidekammern gegen Gott mit seinen Vorräthen, durch die er täglich Millionen speiset? — Pharao würdigt dankbar und bittet den fremden Sclaven! Sollen wir nicht erkennen, und bitten unsern Vater, Wohlthäter, Fürsorger? — Woher diese Kälte, diese Undankbarkeit, dieser Mangel an Vertrauen? — Daher, weil wir gedankenlos in der Welt dahin leben, weil wir uns nicht von dem Sichtbaren zu dem

Unsichtbaren aufschwingen, weil wir vergessen, daß Gott die Welt und was in ihr ist, aus Nichts erschaffen hat, sie erhält, regiert, segnet, befruchtet, weil wir vergessen, daß er der Herr und Vater aller seiner Geschöpfe ist. Auch daher, weil wir nicht genug beherzigen, daß alles, was uns gegen Menschen Ehrfurcht, Dankbarkeit und Vertrauen einflößt, sein Werk ist! — Oder sind nicht, wie der Apostel lehrt, die Regenten und Obrigkeiten sein Abglanz, seine Stellvertreter? Hat nicht seine Weisheit und Güte das Herz der Menschen zum Mitleiden geformt, ist es nicht sein heiliger Geist, der die Flamme des Wohlwollens gegen die Mitbrüder anfacht? Hat er nicht den Menschen jene Einsicht, jene Macht, jenen guten Willen gegeben, die uns ein so angenehmes Zutrauen einflössen? Und indem wir sein Bild, und seine Stellvertreter erkennen und ehren, wollten wir ihn selbst, das allervollkommenste, wesentlichste Wesen, ihn den Herrn selbst nicht erkennen und ehren? — Indem wir dem guten Herzen eines Menschen Dankbarkeit zollen, wollten wir gefühllos und undankbar seyn gegen den, der diese guten Herzen erschuf und erwärmte? Indem wir Vertrauen, zu mächtigen Menschen haben, wollten wir keines be-

weisen gegen den, von dem alle Würde und Macht ausströmt? Nein! wer sich nicht mit seinem eigenen Herzen, wer sich nicht mit dem allgemeinen Urtheil der Welt in Widerspruch entgegensetzen will, der muß eingestehen, daß Erkenntniß und Bekenntniß Gottes als unsers Herrn, daß Dankbarkeit gegen ihn als unseren Wohlthäter, daß vertrauenvolles Bitten, so wie Alles, was zur Gottesverehrung gehört, unsere unmittelbare Pflicht ist. Da dieß bewiesen ist, so bitte ich Sie, g. Z., nur noch eine kurze, vorläufige Bemerkung mit Aufmerksamkeit anzuhören; dann bin ich in der Mitte meines Gegenstandes.

Bey unseren Gastmahlen, wenn uns irgend jemand zu sich ladet, bringt es die Sitte und der Anstand mit sich, dem, der uns speiset und tränkt, eine gewisse, vorübergehende Würde zuzugestehen, und diese Meinung auch gern zu äußern. Der, bey dem wir speisen, ist für dießmahl unser Herr und Beschützer. Wir werden ein Glied seiner Familie. Wir nehmen den Platz ein, den er uns anweiset, wir merken vor allem auf seine Winke und Wünsche. Wir sind ihm ferner verpflichtet, wir danken ihm für die Freude der Tafel und der Geselligkeit. Wir sind beflissen, wenn wir selbst ein Haus machen, ihn wieder zu uns

zu laden. — Das Glück, an seiner Tafel gespeiset zu haben, flößt uns einen Grad von Zutrauen ein, wir werden uns in uns'ren Anliegenheiten viel leichter an ihn wenden, als wenn wir nie noch von ihm eine Gefälligkeit erfahren hätten. Auch diese Empfindungen sind uns natürlich, werden so allgemein anerkannt und gebilligt und verdienen zur Ehre der Menschheit allgemein zu herrschen.

Aber nun frage ich: an wessen Tisch sitzen wir immer, wir mögen zu Hause oder ausser Hause, wir mögen umsonst, oder für Bezahlung speisen? Wer ist immer unser großer Hausvater, der uns alle speiset und erquicket? Wehe uns, und wehe der Religion, wenn unser Herz uns nicht schnell antwortet: Gott ist es, an dessen Tisch wir täglich speisen, Gott ist es, von dem alle Gaben, die irdischen wie die himmlischen kommen. Gott ist es, der unsere von ihm erschaffene Seele, der auch unsern von ihm erschaffenen Leib versorgt.

Wenn wir nun wo immer im Begriffe sind, die verlornen Kräfte des Leibes durch Speise und Trank wieder zu ersetzen, den durch Erschöpfung des Leibes zugleich erschöpften Geist auch mit jenem zugleich wieder zu beleben und aufzuregen, was sollte natürlicher

seyn, als nach dem Genusse der beschiedenen Erquickung unser Auge aufwärts zu kehren und zu bekennen, daß es der Allmächtige ist, der jeden Tag, der auch heute seine Hand öffnet und Millionen gesättigt dahin gehen läßt? Was sollte natürlicher seyn, als es dankbar zu fühlen, daß wir seiner Güte, seiner Vorliebe für uns diese Vorsorge zu danken haben, daß er, der den Sperling und den Raben speiset, um so weniger das edlere Geschöpf, den Menschen, der Qual unausweichlicher Bedürfnisse, dem Hunger, dem Durste Preis geben will? Was sollte natürlicher seyn, als zu diesem großen Fürsorger Vertrauen zu fassen und ihn zu bitten, daß er auch fernerhin das tägliche Brot uns vergönne, damit unser Geist, ungedrückt von den Sorgen für die Nahrung, ungehindert von einem ausgezehrten Leibe, Kraft und Stärke behalte, dem nachzutrachten, was oben ist, dem Himmlischen, dem Göttlichen, der Tugend der Religion. Darin besteht ja eben das, was ich ein christliches Tischgebeth nenne. Es besteht in der Anerkennung Gottes als unsers Herrn und Fürsorgers, in dem dankbaren Gefühle seiner Güte, in der vertrauensvollen Bitte um seine fernere Huld. Wer immer also seines Gottes, des Vaters und Fürsorgers

nicht vergißt, wer nicht gedankenlos, wie ein unvernünftiges Thier auf Erden ißt, trinkt und schläft, der wird auch das christliche Tischgebeth für seine Pflicht — was sag ich Pflicht — für die angenehmste Würze seines Mahles ansehen; denn wenn schon eine geistreiche, fröhliche Unterredung mit guten Menschen während der Tafel das Vergnügen so sehr erhöhet und weit mehr alle Kraft stärkt, als ein stummer, heißhungeriger Genuß aller Speisen, um wieviel mehr wird die Erhebung des Herzens zu dem höchsten Wesen, zur ewigen Güte und Fürsorge das Vergnügen der Tafel erhöhen, da alsdann unsere bessere Hälfte, die Seele in der Gegenwart gerühret, für die Zukunft beruhigt, gleichsam vor Gott und in Gott auch ihre geistige Nahrung und Erquickung empfängt und gesättigt wird. Das haben die Menschen seit Anbeginn der Welt gefühlt. Sie brachten die Gegenstände der leiblichen Nahrung in eine Beziehung auf Gott. Schon Kain und Abel opfern dem Herrn von dem, was zu ihrer Nahrung bestimmt war, von den Früchten des Feldes, von dem Gewinne der Heerde. Selbst bey jenen Völkern, bey denen sich die Kenntniß des wahren und einzigen Gottes verlor, blieb der Gebrauch dankbarer Opfer. Der Heide, ehe er den Becher zum

Munde nahm, goß zu Ehren seiner vereinten Götter Etwas von dem Getränke auf den Boden aus. Um so weniger darf es uns wundern, daß in dem Gesetze des alten Bundes so manche Dankopfer von den Erstlingen alles dessen, was zur Nahrung diente, vorgeschrieben, und daß manche Opfer von der Art waren, daß auch der Opfernde, davon zu essen pflegte. Jesus, der Stifter des neuen Bundes, schaffte die Opfer ab, ein reiner Geist sollte seine Anhänger leiten. Er schaffte, sage ich, die Opfer ab, aber nicht die Gottesfurcht, die Dankbarkeit, das Vertrauen, mit welchem sie ehedem dargebracht wurden! Es sollte den Christen eine feste Ueberzeugung werden, daß Gott der Brand- und Schlachtopfer nicht bedarf, daß er aber mit Wohlgefallen auf das Gebeth desjenigen herabsieht, der ihn erkennt, ihm danket, ihn bittet. Darum aß Jesus nie, ohne ernst und gerührt zu bethen. Darum sagen die Apostel: Genießet alles mit Dank. Darum kamen die ersten Christen zusammen, aßen und tranken gemeinschaftlich, brachten hierbey zwar keine Brandopfer noch Schlachtopfer dar, aber betheten gemeinschaftlich, erbauten sich gemeinschaftlich, verbanden mit dem Genuße der Speisen einen reinen, geistigen Gottesdienst, und ih-

re Tafel wurde zum Altar, — ihr Essen hieß und war — ein Liebesmahl.

O dieser schöne Geist der Religion, welcher von dem Irdischen auf das Ueberirdische so sanft und natürlich hinüberführte, erhielt sich durch viele Jahrhunderte in der ganzen Christenheit und worüber immer ein Irrlehrer stritt, darüber, daß wir mit Gebeth und Dank genießen sollen, war nie ein Streit. Nun aber will diese Pflicht streitig, sie will vergessen werden. Wir wollen genießen ohne Gebeth, ohne Danksagung, ohne Bitte.

Schon habe ich angedeutet, daß diese Abneigung vor dem christlichen Tischgebeth herrührt, von der Abneigung überhaupt vor allem, was zu Gott führt, von einer Gedanken- und von einer Geistlosigkeit, die unser Auge nur auf den Tisch herab, nicht auf den Geber hinauf sehen läßt. Doch man wird es mir nicht eingestehen, man wird sagen: das Tischgebeth gezieme höchstens den Kindern, es werde bey diesen wie bey Erwachsenen bald ein maschinenmäßiges Gemurmel, es sey am Ende doch nur etwas Entbehrliches, eine bloße Andächteley; Mäßigkeit, Verträglichkeit und Wohlwollen, das sey das wahre Tischgebeth. Aber ich frage: Sind die Erwachsenen weniger

Geschöpfe Gottes, als die unmündigen Kinder? Kann der Mann eher Sonnenschein und Regen herabrufen als ein Knabe? Bleibt uns allen etwas anders übrig als Gott, unsern Schöpfer um das Wunder seines Segens, um Fruchtbarkeit der Felder zu bitten? Und wenn das Tischgebeth oft in gedankenlose Murmeley ausartet, muß es denn darin ausarten? Können wir uns nicht versammeln, ist es nicht möglich, dieß Gebeth andächtig mit Geist und Herz zu verrichten? Glauben wir, daß das Tischgebeth Jesu auch *nur* ein gedankenloses Gemurmel war?

Wenn alles abgeschaft werden soll, was öfters ausartet oder doch ausarten kann, dann fort mit aller Religion, fort mit allen Tugenden, fort mit allen Talenten, Anlagen und Kräften der Menschheit! — und statt zu bethen, wäre es besser, sich bey Tische mäßig, bescheiden und wohlwollend zu betragen. Was ist, frage ich, was ist wahre Andacht und was ist Andächteley? Nach der Lehre des Heilandes besteht Andacht darin, daß wir Gott und seine Eigenschaften richtig kennen, daß wir für ihn Liebe, Dank, Bewunderung fühlen, und daß unser Herz geneigt sey, seinen Willen zu vollbringen. Andächteley aber ist bey dem Menschen, der von Gott unrichtige Begriffe hat,

der für ihn unwürdige Gefühle der liebelosen Furcht hegt und der mit seinen unrichtigen Begriffen und unwürdigen Gefühlen eine Abneigung verbindet, dem heiligen Willen der Gottheit nachzukommen. Nun sage man mir, welche von beyden, die Andacht oder die Andächteley, auf das Tischgebeth anzuwenden sey? Wenn ich vor dem Genusse der Speisen Gott für meinen Herrn, Schöpfer und Fürsorger erkenne, habe ich da eine unrichtige Vorstellung? Ist er nicht wirklich der Herr, der Schöpfer und Fürsorger? Wenn ich vor und nach dem Genusse gerührt bin über die Güte dieses heiligen Vaters, ist da mein dankbares Herz von einem unwürdigen Gefühle erwärmt? Was gibt es Edleres als Dank und Erkenntlichkeit? Und wenn ich meinen heiligen Vater bitte, mich ferner unter seine Kinder zu rechnen, für die er väterlich sorgen will, kann mein Herz weit enfernt seyn von der Bereitwilligkeit dem guten und heiligen Vater auch zu gehorchen? — Nein! — Nicht statt des Tischgebethes sollen wir bey Tische mäßig, bescheiden und wohlwollend seyn, durch das Tischgebeth selbst werden diese Tugenden in uns belebt! — Das Tischgebeth, ein nothwendiger Theil der Gottesverehrung ist auch zugleich das heilsamste Mittel uns zu vielen

Tugenden zu stimmen; — diese Wahrheit beherzigen wir im zweyten Theil.

II. Theil.

Um zu beweisen, daß ein christliches Tischgebeth uns zu vielen Tugenden stimme und vorbereite, kann ich dahin gestellt seyn lassen, ob es mit lauter Stimme, gemeinschaftlich oder in der Stille von jedem für sich verrichtet werde. Wenn das Gebeth nur wirklich, aufrichtig, bedachtsam und herzlich ist, so wird es gewiß zu einer Schule der schönsten Tugenden. Es wird zu einer Schule der Mäßigkeit und Genügsamkeit, des Anstandes der Liebe und Achtung. So wie ich aber im ersten Theile meiner Rede fürchten mußte, daß das Tischgebeth deßwegen nicht als Gottesverehrung anerkannt werden dürfte, weil man überhaupt, alles was unmittelbar und sichtbar Gottesverehrung ist, weniger zu schätzen scheint und sich mehr an Gottesverehrung durch Ausübung geselliger Tugenden halten will, eben so muß ich hier befürchten, daß man nicht geneigt sey, das Tischgebeth als eine Schule der Tugend anzusehen, weil man über-

haupt zum Gebethe weniger geneigt, also in den Wirkungen desselben weniger erfahren ist. Es bleibt mir daher nichts übrig, als mich auf die wenigen abgerissenen Erfahrungen, die wir selbst machten, mehr aber auf die Bekenntnisse und Aeusserungen frommer Menschen, am meisten aber auf Jesum, den frömmsten zu berufen, und zu betrachten, welche Wirkung das Gebeth hervorbringe.

Vielleicht darf ich viele von Ihnen nicht an die Gegenwart mahnen und muß Sie zu den Jahren Ihrer frühern Jugend zurückführen, da Sie noch öfter Ihr Gemüth im aufrichtigem, gläubigem Gebethe zu Gott erhoben haben. Was fühlten Sie dabey, in welchem sittlichen Zustand befand sich immer Ihr Herz, wenn es so eben aus der Erhebung des Gebethes zurück kam? Waren Ihnen Ihre Pflichten nicht heiliger? Empfanden Sie nicht eine gewisse, reine Gemüthsruhe? Gingen Sie nicht den Geschäften des Tages mit vieler Heiterkeit nach! War nicht Hoffnung und Zuversicht in Ihrer Brust? Wurde Ihre Scham vor unedlen, unreinen Gedanken, Begierden und Worten nicht zärter und entschiedener? Begleitete Sie der allgegenwärtige Gott, vor dessen Thron Sie im Gebethe standen, nicht fühlbar bey jedem Schritte, an

jedem Orte, in die geheimsten und verborgensten Stellen?

Ach welche Erfahrungen würden wir erst gemacht haben, wenn dieser Geist einer reinen und kindlichen Andacht uns auch in die späteren Jahre begleitet hätte? Erfahren würden wir haben, was die Frommen und Heiligen versichern, daß nähmlich das Gebeth die Versuchung ersticke, die Begierden dämpfe, dem Fleische, wenn es schwach ist, die Kräfte gebe, sich nach dem Gesetze des willigen Geistes zu fügen. Erfahren würden wir haben, daß das Gebeth, daß der geistige Umgang mit dem höchsten Wesen über Leben und Tod erhebe, und allen Anlagen, allen Kräften unserer Person eine Richtung gebe, die ganz mit unser erhabenen Bestimmung für ein unsterbliches und würdiges Daseyn übereinstimmt. Wohl uns, wenn wir einen Theil dieser schönen Erfahrungen wirklich gemacht haben! Jesus unser Lehrer und Vorbild kannte sie alle. Er ging umher, sagt die Schrift, und that wohl. Sein Leben war ein Spiegel aller geselligen Tugenden. Was ihn aber trug und hob, was in ihm die Menschenliebe so rein und stark erhielt, war die Liebe zu seinem heiligen Vater; diese Liebe, der er so oft im gerührten, heiligen und ernstlichen

Gebethe nachhieng. In den Zwischenräumen, in den Erhohlungsstunden seines der Menschheit gewidmeten Lebens ist seine Erquickung das Gebeth. In der Stunde der Gefahr, in der Stunde der Versuchung ist sein Anker das Gebeth. In der Stunde des Todes, da er endlich sein menschenfreundliches Leben für das Glück der Welt aushaucht, ist sein letzter Trost das Gebeth.

Was die Herzen der unschuldigen und unverdorbenen Jugend, was die Herzen der frommen und heiligen Männer aller Zeiten zur Tugend, was seblst in Jesu die Flamme seines Wohlwollens, seiner Großmuth und Geduld immer anfacht und belebt — das Gebeth — es muß für die Tugend von der größten Wichtigkeit, vom ergiebigsten Erfolge seyn. Und du, der du dieses läugnen willst, du hast nie, oder schon länger nicht gebethet. Schweige also! — Gehe hin, bethe und dann urtheile von der Kraft des sittlichen Gebethes.

So wie es nun gewiß ist, daß das Gebeth im Allgemeinen zur Tugend stimmt, unser Herz, so zu sagen, für sie vorbereitet, so ist es auch leicht von jedem besonderen unter eigenen Umständen verrichteten, wahren Gebeth anzugeben, welche be-

sonderen und bestimmten Wirkungen es in unserem Herzen hervorbringen müsse. Und wenn wir nun bedenken, welche gewöhnlich die Umstände sind, unter denen das Tischgebeth verrichtet wird, worin das eigene, unterscheidende dieses Gebethes besteht, so wird uns auch deutlich werden, daß es zu ganz bestimmten Tugenden, daß es besonders, wie wir sagten, erstens zur Mäßigkeit geneigt mache.

Schon vor dem Genusse der Nahrungsmittel ist der eine Zeitpunct, in welchem das christliche Tischgebeth verrichtet wird. Schon der blosse kurze Aufschub des Genusses, schon dieses Hinwegsehen von dem Tische und Hinaufblicken zum Himmel, — schon diese Thätigkeit unseres Geistes vor dem Genusse eines körperlichen Vergnügens ist selbst Mäßigung, Selbstbeherrschung. Schon der Anfang des Tischgebethes ist Tugend, Mäßigung und Mäßigkeit. Darum genießt das Thier seine Nahrung mit solcher Hast, mit solcher Begierde, oft mit einer Art von Wuth, weil in ihm keine andere Vorstellung als die des Hungers und Durstes vorhanden ist. Der Mensch mit seiner edlen, unsterblichen Seele, zwar in den Banden des Körpers, aber nicht dessen Sclave, kann die Begierden des Leibes unterdrücken, er kann vor dem

Genusse den höchsten, den heiligsten Gedanken, den Gedanken der Gottheit erwecken. Dieser Gedanke bringt ihn selbst zum edlen Gefühle seiner eigenen, hohen, geistigen Natur, und wenn er alsdann dem Leibe gibt, was er nöthig hat, so wird er nicht, wenn ich so sagen darf, mit Leib und Seele essen, nicht sein ganzes Wesen, nicht sein ganzes Herz wird an den Speisen hangen, sein Geist wird empfänglich und fähig seyn zu einem vernünftigen Gespräche, die Neigung zur Geselligkeit wird die Oberhand behalten und die Befriedigung des Hungers und Durstes wird gleichsam nebenbey mit Mäßigkeit geschehen. Selbst dann, wenn ungünstige Umstände, wenn dringende Angelegenheiten das Vergnügen des freyen Gespräches hindern, selbst dann, wenn jemand ganz allein und einsam sein Mahl zu sich nimmt, wird das vor dem Genusse der Speisen verrichtete Gebeth, wenn es wahr und aufrichtig gewesen, noch während dem Mahle die Wirkung beweisen, es wird von dem Gebethe etwas in unserer Seele nachklingen, welches uns hindert zu vergessen, daß wir essen um zu leben, nicht aber leben, um zu essen. Es werden nicht, wie der Apostel es nennet, unsere Herzen durch unmäßigen Genuß beschweret werden; gestärkt, gesättigt, doch bürger-

lich brauchbar und menschlich werden wir uns von dem Mahle erheben und ohne Mühe werden wir unsere Gedanken wieder zu dem geistigen höchsten Wesen richten, mit dessen Andenken wir uns vorhin dem Tische genahet haben. So denke ich mir die Stimmung des guten und stillen Volkes, welche Jesus in Reihen sitzen ließ und mit Brot und Fischen speiste. Sie hatten vorher Jesum gehört, der Gedanke an Gott war lebhaft in ihrer Seele; Jesus bethet, ehe er die Speise vertheilen läßt, und sie genießen, werden gesättiget, aber nur gesättiget und ihre Mäßigkeit hat gewiß auch ein Verdienst darum, daß noch 12 Körbe von dem Uebergebliebenen angefüllt werden konnten.

Es waren die einfachsten und zu jener Zeit, in jenem Lande, die gewöhnlichsten Speisen, welche Jesus dem anhänglichen Volke darreichen ließ, dennoch äußerte niemand eine Unzufriedenheit, niemand verrieth sich als verwöhnt, häkelig und ungenügsam. Das ist aber eben auch die Kraft des christlichen Tischgebeths, daß es unser Herz zur Genügsamkeit stimmt und uns fühlen läßt, wie unwürdig eines Christen es sey, wenn er die Empfindlichkeit seines Gaumens über die Massen beachtet, wenn er in den

Speisen mehr Kunst, Würze, Auswahl, kurz wenn er bey der Nahrung mehr Vollkommenheit verlangt, als bey den Tugenden, dem Umgange und den Geschäften; wenn er sich nicht sowohl durch Vorzüge des Geistes oder Herzens, als durch eine vorzügliche Feinheit eines sehr körperlicher Sinnes, des Geschmackes vor den niedrigeren Wesen der Schöpfung auszeichnen will. So wie die Mäßigkeit macht, daß wir nicht zu viel genießen, so bringt die Genügsamkeit mit sich, daß wir nicht zu ausgesuchte Nahrung verlangen. Beyde Tugenden hangen davon ab, daß wir uns unserer hohen, geistigen Bestimmung immer bewußt bleiben. Dieses Bewußtseyn wird durch das christliche Tischgebeth erregt, beyde Tugenden sind also eine Frucht desselben.

O wie viel ist mit diesen zwey Tugenden schon gewonnen! Wer sich bey Tische nicht der Unmäßigkeit nicht der Ungenügsamkeit schuldig macht, der wird auch schwerlich in die anderen Fehler fallen, die bey unsittlichen und unanständigen Eß- oder Trinkgelagen vorzukommen pflegen. Da werden keine Ausdrücke und Scherze gehört werden, welche das Ohr der Unschuld beleidigen, und der Einbildungskraft eine unwürdige Richtung geben. Da wird über Menschen

und ihren Werth nicht so keck und liebelos abgeurtheilt werden. Da wird man geheime, bisher noch unbekannte Verhältnisse der Mitbrüder nicht so schonungslos, nicht so schadenfroh aufdecken. Da wird auch die Religion ehrwürdig bleiben und heilige Gegenstände werden nicht den Stoff zu leichtfertigen Einfällen, zu leeren Witzeleyen hergeben müssen. Denn woher kommt all das Unanständige und Unwürdige so vieler Gastmahle als von dem unmäßigen Genusse, und von dem erkünstelten, übergewürzten Wohlgeschmacke der Speisen und der Getränke? Dieses macht uns vergessen, was uns heilig und ehrwürdig seyn soll! — Dieses erstickt das Wohlwollen, die Sanftmuth, die Klugheit. — Sehet ihn an, den Menschen, der mit glühenden Wangen, mit feuchten Lippen seine sinnlichen Scherze an die Nachbarinn richtet! Der überfüllte Magen, der gährende Wein, das erhitzende Gewürz spricht aus ihm! — Sehet ihn an, den Undankbaren, der gerade über den lästert, bey dem er gestern speiste, und der morgen über seinen heutigen wohlwollenden Hauswirth lästern wird. Was spricht aus ihm? Er hat vollauf gegessen und getrunken, er will reden, sein Gemüth, das sich zu nichts Edlen erhebt, das sich selbst nicht,

geschweige Andere achtet, es findet nur im Unanständigen eine Uebung und Thätigkeit des verwahrlosten Geistes! Sein besseres Selbst ist ersäuft in den Genüssen der Tafel; nichts hält ihn zurück! Alles Gute schweigt in ihm, er lästert und verläumdet! — Und du, der du mit Schadenfreude deinen Feind dem Gelächter, der Verachtung, dem Abscheu preis gibst, was hat deinen Haß, deine Leidenschaft so losgebunden? Warst du so erbittert, ehe der Wein deinen Kopf eingenommen hat und deine Adern anschwellen machte? Und du unglückseliger Hausvater, der du vor deinen eigenen Kindern dieselbe Religion, die du sie sonst lehrtest, zu deren Ausübung du sie sonst ermahnest und anhältst, gegen das Ende der Tafel lächerlich machest; was läßt dich vergessen, wer du bist, vor wem du sprichst? Der unmäßige Genuß reitzender Speisen, feuriger Getränke hat dich aus dem Gleichgewichte gebracht, hat dich die Würde eines Vaters, hat dich deine sonstige Grundsätze vergessen lassen. In diesem Zustande, was wirst du nicht sagen, was wirst du nicht versprechen, was nicht angehen lassen? — Wehe dir, die Deinigen werden dir nun Dinge abschmeicheln, über die du noch einst seufzen wirst. Kennest du nicht die Todesgeschichte Johannes des Täufers!

— Herodes achtete ihn, trotz der Wahrheit, die er ihm unverhohlen vorgehalten. Aber da war ein unglückseliges Gastmahl! Ohne Maß und Ziel wurden Speise und Getränke genossen, der Anstand immer mehr bey Seite gesetzt. Seine Nichte Herodias tanzt vor den Gästen, der König, entzückt, verspricht ihr alles zu gewähren um was sie bitten wird. — Ihre Mutter flüstert ihr zu, das Haupt Johannis zu begehren. Sie begehrt es. Zwar ungern aber d o ch gibt der König den Befehl, und dieses unchristliche, gottlose Gastmahl wird mit einer greulichen Schüssel vermehrt; man enthauptet Johannes, und sein blutendes, rauchendes Haupt wird aufgetragen. — O hätte Herodes vor jenem Gastmahle aufrichtig, versammelt und im Geiste zu Gott gebethet, hätte er sich erinnert an den Herrn im Himmel, an den König der Könige, wäre sein Herz gerührt gewesen über die reichliche Versorgung, die ihm Gott bescherte, hätte er vertrauend sein Schicksal in die Hand des Höchsten befohlen, nie wäre es ihm möglich gewesen, diesen Greuel zu vollbringen. Er wäre im Genusse mäßig, er wäre seiner höheren Natur eingedenk geblieben; kein sinnliches Vergnügen, kein Tanz hätte ihm das königliche, oder vielmehr unkönigliche Versprechen entlo-

cket, alles zu thun, was die Tochter eines leidenschaftlichen und beleidigten Weibes verlangen konnte. Es ist wahr, wir sehen wohl heut zu Tage am Schlusse auch des tollesten Mahles nie ein solches Nachgericht wie bey Herodes Tafel. Aber wer bey manchem unchristlichen Gastmahle zugegen war, und am Schlusse den Inhalt und die Wirkung aller Unterredungen zusammenfaßte, der konnte wohl oft gleichsam über dem Abhub und den Trümmern der Speisen auch noch sehen, hier eine vergiftete Unschuld, dort einen zerrissenen guten Nahmen, hier den Grund gelegt zur Feindschaft mit einem Abwesenden, dort die Achtung der Kinder gegen ihre Aeltern untergraben; hier die Untauglichkeit heute oder Morgen ein ordentliches Geschäft vorzunehmen, dort eine neue der Religion beygebrachte Wunde.

Vor allen diesem kann uns ein christliches Tischgebeth schon dadurch bewahren, daß es uns zur Mäßigkeit und Genügsamkeit stimmt. Denn in dem Zustande der Mäßigkeit und Genügsamkeit kann jeder Mensch sich selbst gleich bleiben und fortfahren, die Tugenden auszuüben, die ihn sonst auszeichnen. Betrachten wir aber den Inhalt eines christlichen Tischgebethes, so müssen wir erkennen, daß es unsern Geist

nicht bloß frey und nüchtern erhält, sondern ihm alle jene Gedanken nahe legt, welche die bey Tische auszuübenden Tugenden befördern. Das Tischgebeth enthält eine Erinnerung an das höchste und heiligste Wesen als unsern Herrn und Gesetzgeber. Welch unmittelbare Aufforderung zur Achtung der Unschuld und der reinen Sitten! Das Tischgebeth enthält eine dankbare Rührung über Gottes Fürsorge und Güte! Welch ein Antrieb unsern Mitbruder zu lieben, Gott seinem Vater seine Liebe durch Liebe gegen den Nächsten zu erwiedern! — Das Tischgebeth enthält eine vertrauensvolle Bitte um seine fernere Huld. Wer vertraut, hat er nicht den Willen, diese Huld durch Tugend, Liebe, Gerechtigkeit immer zu verdienen. Soll also dieses Gebeth nicht auch als Tugendmittel uns eine theure und heilige Pflicht seyn?

Und doch habe ich bis jetzt nur von dem Gebethe vor dem Genusse der Nahrung gesprochen. Auch n a c h dem Genusse derselben ist es schicklich, den Geist dankbar zu Gott zu erheben und diese Erhebung hat ebenfalls ihre heiligsten und wohlthätigsten Wirkungen.

Wir dürfen gestehen, daß auch der redliche Christ, der nicht ohne andächtige Empfindung sich zu seinem Mahle begibt, doch vor und nach demselben mancher

Gefahr ausgesetzt bleibt. Er kann mit aller frommen Vorbereitung doch vielleicht die Linie der Mäßigkeit überschreiten, manches unschickliche Wort ist ihm entschlüpft, er unterliegt dem Wohlgefühl der sinnlichen Befriedigung, eine gewisse Trägheit bemeistert sich seiner. Es sey; wenn er aber nach der Tafel seinen Geist wieder zu Gott erhebt, so wird er an der grössern oder mindern Leichtigkeit, mit welcher sein Geist dieses Gebeth verrichtet, einen Fingerzeig finden, in wiefern er als Christ gegessen habe und zugleich eine Warnung für die Zukunft haben, auf seiner Huth zu seyn. Am Gebethe nach dem Tische wird er fühlen ob er, wie der Apostel sagt, sein Herz beschwert habe oder nicht. — Nach einem mit Mäßigkeit, Genügsamkeit genossenen Mahle ist das Gebeth eben so leicht als vor demselben.

Dieselbe grössere oder mindere Leichtigkeit zu bethen, gewährt auch den Christen die Einsicht, ob er während der Tafel sich nicht durch irgend etwas versündiget habe. Je größer die Sünde, desto schwerer und unruhiger das Gebeth. In was immer für Worte der Sünder das Gebeth einkleidet, es offenbart sich ihm immer ein Widerspruch zwischen seinem Leben und zwischen seiner Religion, zwischen dem, was

er zu dem Menschen sagt und was er zu Gott sagen will. Nehmen Sie, z. B., was immer für ein Gebeth, welches sich dazu schickt, nach dem Essen mit Andacht gesprochen zu werden, und urtheilen Sie, ob Herodes nach der Ermordung des Johannes dieses Gebeth von Herzen hätte sprechen können? Wohl dem Frommen, daß sein Gebeth vor dem Genusse der Tafel ihn vor einer so gräulichen Sünde bewahrt; er wird bethen können nach dem Essen; hat er aber während desselben doch etwas gesagt, was gegen die Liebe, gegen die Gerechtigkeit, gegen die Religion ist, es wird ihm beyfallen unter dem Gebethe nach dem Essen; sein Herz wird ihm Vorwürfe machen, es wird ihn antreiben, den übeln Eindruck wieder gut zu machen, das unbesonnene Wort bey Gelegenheit wieder zu verbessern, dem Mißverstand zuvorzukommen und in Zukunft noch mehr über sich wachen.

Ueberhaupt ist das Gebeth nach dem Genusse der täglichen Nahrung gleichsam ein heiliger Austritt aus dem leidenden Zustande, in welchem wir unserer sinnlichen Natur in Etwas nachgeben müssen, in den thätigen Zustand, in welchem wir wieder das Höhere, unsern Verstand, unsere Ueberlegung, unsere Willenskraft sollen vorherrschen lassen. Die Seele des

Christen freut sich und äußert immer eine neue Stärke, wenn die Stunden vorbey sind, da sie der Herrschaft des Körpers unterlag. Während des Schlafes wird der Mensch zur Pflanze, keine Empfindung ist in ihm, kein Bewußtseyn der Welt um ihn her; wenn er nun erwacht, so erhebt sich die Seele neubeflügelt zu ihrem Schöpfer und freut sich wieder der erneuerten Thätigkeit, der wieder angetretenen Herrschaft. Während des Essens wird der Mensch (gestehen wir es) zur Hälfte ein Thier. Thierische Bedürfnisse werden befriediget, sinnliche Empfindungen treten ein; ist nun dieses Geschäft abgethan, dann soll auch die ungeduldige Seele wieder ihr Recht behaupten, es soll ihr wohl seyn, daß der Körper befriedigt ist, und nach seiner Befriedigung nun wieder eine Weile ihre Thätigkeit nicht unterbrochen wird. Es ist jedoch nicht zu verhehlen, daß die Seelenkraft nach dem Essen nicht so heiter, nicht so thätig zu seyn pfleget als nach dem Schlafe. Der gesättigte Körper drückt mit einer großen Last auf die Seele; eine gewisse Trägheit beschleicht uns nach dem Essen, die Geschäfte die auf uns warten, scheinen uns oft lästig. Es ist Entschluß, Wille und Anspornung nöthig, um den Nachmittag für Beruf und Geschäfte nicht

zu verlieren. Hierzu führt ganz natürlich das Gebeth nach dem Mahle. Indem wir nach dem Essen uns erheben, den Sitz in Ruhe verlassen, uns aufrecht stellen, an Gott denken, ihm danken, schüttelt unser Geist den Staub der Trägheit ab, das Gebeth führt auf Ernst und Pflicht, die Wichtigkeit, die Nothwendigkeit unserer Berufsgeschäfte stellt sich dar und wir gehen rüstig und wohlgemuth an die Fortsetzung unsers Tagewerkes.

Und wenn wir an unser Tagewerk gehen, in solcher Stimmung, wie sie durch das Tischgebeth vor und nach dem Essen begründet wird! — Wenn ich froh, doch mäßig und genügsam, wenn ich heiter und anständig, wenn ich gesellig, doch mit Liebe und Achtung für den Nebenmenschen das Mahl verzehrt habe, wenn ich gesättigter, über Gottes Güte und Fürsorge gerührter Mensch an mein Tagewerk gehe und es begegnet mir ein armer, abgehärmter, darbender Mann, auf dessen Gesicht Hunger und Noth zu lesen ist; welch ein Gedanke wird mir nahe seyn? Mich hat Gott gespeiset, gestärkt, ich war vor seinen Augen durch seine Güte vergnügt, dieser Arme scheint heut von der Vorsicht vergessen worden zu seyn, ich will ihm mittheilen. — Hier! Nimm Bruder, esse

und erquicke dich! Freue dich auch des Daseyns! denn auch ich habe mich dessen erfreut.

So viel sittlich Gutes — nähmlich Mäßigkeit, Genügsamkeit, Anstand, Liebe und Achtung gegen Nebenmenschen, Wachsamkeit auf sich, Eifer für die Berufsgeschäfte, Mitleiden mit den Nothleidenden — wird durch das christliche Tischgebeth befördert! — Ich habe also auch bewiesen, daß das Tischgebeth eine Schule der Sittlichkeit, ein Beförderungsmittel vieler Tugenden sey.

Fassen Sie nun, g. Z., die zwey Hauptansichten wohl zusammen, die ich von meinem Gegenstande aufstellte. Bedenken Sie, daß wir durch das Tischgebeth Gott würdig verehren, indem wir ihn, den Herrn und Geber, erkennen, ihm danken, ihn bitten; daß wir durch das Tischgebeth uns zu vielen Tugenden, zur Mäßigkeit, Genügsamkeit, Anstand, Liebe, Achtung, Wachsamkeit auf uns selbst, Berufstreue und Unterstützung des Nächsten stimmen; und sagen Sie, ob der Gebrauch, den wir von unsern christlichen Voraltern, den wir von Jesu selbst ererbt haben, verdiene, abzukommen und gering geschätzt zu werden. Sagen Sie, ob dieser Gebrauch kleinlich, unwürdig und gegen die Sittlichkeit sey! —

Das war das hohe Ziel Jesu Christi, daß die Religion nicht bloß in den Tempeln eingeschlossen werde. Das war sein Wunsch, daß wir den Gott, den er überall, im Walde, im Haine, in den Städten, in den Dörfern, auf dem Wasser und auf dem Lande, bey Begräbnissen und Hochzeitmahlen predigte, auch überall ehren sollen. Dieß war sein Wunsch, daß die Religion, indem sie alle Handlungen des Lebens begleitet, sie alle in Tugenden verwandle. O ihr christlichen Hausväter! Wenn die Religion noch in eueren Häusern, an eurem Tische sichtbar ist, lasset sie von dort nicht entweichen. Und habet ihr sie verscheucht, o ruft sie wieder zurück, damit euer Tisch zum Altar, und euer Essen zum Gottesdienst, euer Tischgespräch zur Weisheit und eure körperliche Erquickung zu einer Stärkung der Seele werde. Dieß meinten unsere guten Voraltern, wenn sie betheten: Herr Jesu Christ, sey unser Gast. Auch uns ziemet diese Bitte. Sey du, o Jesu, sey du immer unser Gast, erfülle uns auch am Tische mit dem reinen Geiste der Religion. Und wie dich die Deinigen an der Art des Brotbrechens, und an dem Tischgebethe erkannt haben, so erkenne auch du uns an der christlichen und erbaulichen Art, mit welcher wir vor und

nach dem Genusse der Nahrung unser Herz zu Gott erheben, an den Tugenden, die durch das Gebeth begründet werden. — Herr bleibe bey uns, denn es will Abend werden! — Nicht die Sonne aber die Religion will untergehen. Sie glänzt nicht mehr, wie ehedem in den Tempeln, sie glänzt nicht mehr, wie ehedem in den Familien. O verlaß uns nicht! bleibe bey uns und lehre uns bethen. Amen.

Der Christ

als

bescheidener und billiger Beurtheiler

der Regierung.

Gehalten

am Festtage des heil. Leopolds 1811.

„Seine Bürger aber haßten ihn, schickten ihm Gesandte und ließen ihm sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.“ Luc. X. 14.

Eingang.

Wohl muß ich besorgen, anstößig zu seyn, indem ich zu einer christlichen Rede an dem Feste eines Heiligen, welcher der Stolz unseres Landes ist und vor einer Versammlung von Landsleuten, die gerade in den neuesten Zeiten durch ihre Anhänglichkeit an das regierende Haus den größten Ruhm erworben haben, einen Vorspruch gewählt habe, der nur Haß, Mißvergnügen und Aufruhr ausdrücken kann. „Seine Bürger aber haßten ihn, schickten ihm Gesandte und ließen ihm sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!“ Ist es schicklich, könnten die Bestgesinnten

aus Ihnen sagen, — ist es auch schicklich hier in diesem von österreichischen Fürsten erbauten Tempel, in welchem wir unsere Herrscher öfters mit dem Ihnen gebührenden Glanze, öfters in anspruchsloser, demüthiger Andacht wandeln sehen, — ist es schicklich, hier in diesen Hallen, die vor einigen Jahren bey der Zurückkunft Ihrer Majestät des Kaisers von so herzlichen, so hinreißenden Zurufungen und Glückwünschen erschüttert wurden und widertönten, jener zwar im Evangelio erwähnten, aber mit uns Oesterreichern nicht zu verwechselnden aufrührerischen Bürger zu gedenken?

Wohl mir, wenn solche Worte Ihnen allen, geliebte Zuhörer, auf den Lippen schweben! Wohl mir, wenn Sie alle so mich zurecht zu weisen einen geheimen Trieb fühlen! denn Sie werden mir bey meinem Zwecke in die Hände arbeiten, der kein anderer ist, als Ihre Bürgertreue zu befestigen, Ihre Anhänglichkeit an den Herrscher zu sichern, Sie in Ihrem beyspielvollen, ruhigen und würdigen Verhalten zu bestärken. — Aber da sogar in dem Leben des Erlösers das wilde Kreuziget ihn so schnell auf das schmeichelhafte Hosanna folgte, da die Zeitgenossen unsers heil. Leopolds gegen die Verdienste Ih-

res großen Regenten lau genug waren, daß sie den erst nach zwey Jahrhunderten gebornen Urenkeln die Ehre überließen, den heiligen Lebenswandel des im Stillen schon von vielen verehrten Ahnherrn vor dem Angesichte der ganzen Kirche geltend zu machen und um die feyerliche Heiligsprechung desselben anzuhalten — da unser Regent uns von der Vorsehung in Zeiten geschickt wurde, in welchen sie nicht nur uns, sondern einen großen Theil des Erdkreises auf eine ernstere Art prüfen wollte — da unter der Sonne nichts Neues geschieht und die Menschen immer geneigt bleiben, bey widerwärtigen Schicksalen Gott, den himmlischen, um wieviel mehr einen Kaiser, als irdischen Regenten anzuklagen, — da, wie die meisten von uns glauben, die Zeit der Prüfung und Versuchung für uns noch nicht ganz vorüber ist: so wird es dennoch keine überflüssige Mühe seyn, wenn ich mich bestrebe, Ihnen die Grundsätze eines christlichen Unterthanes vorzuhalten, wodurch er am sichersten! abgehalten wird, jene aufrühreriscḥe Sprache zu führen, die in dem heutigen Evangelium vorkömmt, um unsern Abscheu zu erregen! Doch nein! Nicht einmahl gegen diese unziemliche Sprache, die ich bey Ihnen keineswegs voraussetze, sondern nur gegen die

Quellen, aus denen sie entstehen kann, will ich meine Worte richten. Und selbst unter den Quellen befasse ich mich nur mit jener, die in nicht ganz verdorbenen, in ziemlich rechtlichen Gemüthern unter jeder Regierung zu gewissen Zeiten entstehen kann, entstanden ist. Gegen Versuchungen rede ich nur, denen auch der Heilige ausgesetzt bleibt. Von der Versuchung, mit der Regierung, unter welcher wir leben, unzufrieden zu seyn.

Wir lesen in der heil. Schrift, daß gewisse böse Geister nur durch vieles Fasten und Bethen ausgetrieben werden können. Zu diesen Geistern scheint auch der Geist des unzufriedenen Bürgers zu gehören, denn ich finde, daß auch gegen ihn kein besseres Mittel gebraucht werden könne, als Nüchternheit und Religion. Ich werde beweisen, was ich hier nur im Vorübergehen behaupte, ich werde die Quelle einer sündhaften Unzufriedenheit des Bürgers, ich werde die Gegenmittel mit gleicher Genauigkeit bezeichnen. Es sey mir daher vergönnt an die Spitze meiner heutigen Rede folgenden Hauptsatz zu stellen: Der christliche Bürger, der sich vor der sündhaften Unzufriedenheit mit der Regierung bewahren will, muß 1. den Gegenstand seiner Unzufriedenheit nüchtern be-

urtheilen, 2. die bedeutendste Abhülfe bey Gott suchen. — Besorgen Sie keineswegs, daß ich gesonnen sey, durch irgend eine niedrige Schmeicheley diesen heiligen Lehrstuhl zu entheiligen, oder Sie über die Uebel, mit denen wir wirklich ringen, zu verblenden. — Mit christlichem Eifer eine christliche Denkungsart und ein schickliches Verhalten durch Lehren des Evangeliums in Ihnen zu begründen, durch die das allgemeine Beste immer am sichersten befördert wird, ist mein einziger Wunsch. Ja! Wahrheiten des Evangeliums gibt es, die zu verkünden mir eben so sehr ansteht, als dem Patrioten und Christen sie zu vernehmen.

I. Theil.

Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! — So antwortete der Heiland den Anklägern des ehebrecherischen Weibes. Da sie dieses Urtheil hörten, erinnerten sie sich ihrer eigenen Vergehungen, setzten ihre Klage nicht weiter fort und schlichen sich, während Jesus im Sande schrieb, stille davon. Die Worte

Jesu machten sie so nüchtern, schlugen ihren heuchlerischen Eifer so darnieder, weckten so sehr ihr eigenes Gewissen, daß sie sich vor ihrem innern Bewußtseyn aus stolzen Anklägern in demüthige Schuldige verwandelt fühlten, und Jesu allein das Urtheil überlassen, welches bey ihm dem reinen, sündlosen, gerade am gelindesten und gnädigsten ausgefallen war; denn, wo sind deine Ankläger? sprach er, zu jenem angeklagten Weibe. Hat dich niemand verurtheilt? — Wohl! So verurtheile ich dich auch nicht.

Lassen Sie uns aus diesem Beyspiele nur so viel abnehmen, daß nicht immer jenen die Anklage am meisten ziemet, die sie am hitzigsten führen, und daß wir, bevor wir uns erkühnen, jemanden anzuklagen, uns prüfen sollen, nicht etwa darüber, ob wir überhaupt gebrechliche, sündhafte Sterbliche (denn dieß gesteht jeder ein) sondern darüber, ob wir nicht gerade des nähmlichen Fehlers schuldig sind, dessen wir andere anzuklagen den Muth haben. Und in dieser Rücksicht, möchte ich Ihnen, was die Unzufriedenheit mit der Regierung betrifft, vor allen zurufen: Wer unter euch ohne Sünde ist, der trete auf mit seiner Beschuldigung. — Das ist:

Wer unter euch nicht dieselben Fehler begeht, deren er die Regierung bezeichnet, der lasse hören, was er an ihr tadelt. Wenn wir diesen christlichen Grundsatz der Billigkeit in seinem ganzen Werthe gelten lassen, dann dürfte wohl die Anzahl der kecken Ankläger des Staates und seiner Maßregel auf ein unbedeutendes Häufchen zusammen schmelzen.

Denn was sind das wohl für Fehler, dessen wir den Staat anzuklagen pflegen und derentwegen wir mit ihm unzufrieden seyn wollen? — Bestehet etwa das Vergehen der Regierung darin, daß sie ihre Unternehmungen nicht gehörig vorbereitet, nicht verständig genug fortsetzt, das Ende nicht genug berechnet habe? — O der muthigen und absprechenden Anklage! — Du, der du muthig deine Stimme gegen deine Regierung erhebst, wie hast du deine eigenen Unternehmungen eingeleitet, fortgesetzt, zum Ende gebracht? — Hast du überall Vorsicht, Uebereinstimmung, Zweckmäßigkeit bewiesen? Ist in deinen kleinen Privat-Angelegenheiten nicht Widerspruch, Stückwerk und Halbheit genug! — Und du, der du deine geringen, so engen, so leicht übersehbaren Geschäfte nicht ohne Mißrathen ausführen konntest, du willst eine Regierung anklagen, deren Sorgen so aus-

gedehnt, so verwickelt, so unübersehbar sind? — Du bist zu deren Anklage nicht geeignet! — Laß sie fallen, verstumme und entferne dich.

Oder hatte es die Regierung etwa darin versehen, daß sie mit den Staatseinkünften nicht gehörig gewirthschaftet hätte, einmahl Millionen verschwendet, das andere Mahl geringe Summen nicht bewilliget habe? Wohlan du, der du diese Anklage erhebest! — Wolltest du uns wohl über deine jährlichen Ausgaben die Rechnung vorlegen? Hast du überhaupt deine Ausgaben einiger Massen gegen einander abgewogen? — Hast du nicht, wenn es um Befriedigung deiner Neigungen zu thun war, dein Geld, ohne es sonderlich zu zählen, dahin gegeben, dann aber, wenn es sich um Ausgaben handelte, die der Verstand, die die Billigkeit, die Weisheit vorschrieb, dich betragen, wie ein Geitziger.

So könnte man wohl leicht, geliebte Zuhörer, alle Vorwürfe, die den Regierungen gemacht zu werden pflegen, herzählen und zeigen, daß sie meist aus dem Munde solcher Personen hervorströmen, die selbst die Sünde begehen, gegen die sie eifern; diese mag nun heißen Ungerechtigkeit, Partheylichkeit, Saumseligkeit oder wie immer. Diese Schlüsse können aber

unmöglich beweisen, daß die Maßregeln der Regierung allzeit über jeden Tadel erhoben sind. Die regierenden Personen sind zwar Stellvertreter der Gottheit und als solche ehret sie der Christ und gehorchet ihnen. Aber diese Stellvertreter der Gottheit sind Menschen, fehlbare Menschen, wir, die wir über sie urtheilen, sie anklagen, sind aber auch von derselben gebrechlichen Natur und vielleicht noch mehr; also sey unser Urtheil, unsere Klage bescheiden, nicht anmassend, nicht so absprechend abgefaßt, als wären nur die Herrscher Menschen, wir Unterthanen aber Engel. Bescheidenheit, g. Z., Bescheidenheit ist demnach die erste Tugend, durch die sich das nüchterne Urtheil des christlichen Bürgers bewähren muß, wenn er versucht wird, mit der Regierung unzufrieden zu seyn! — Bescheidenheit, rufe ich Ihnen noch einmahl zu, geliebte Bürger! wenn Sie die gute Ordnung, die öffentliche Sicherheit, wenn sie das Evangelium lieben. — Bescheidenheit! doch diese Tugend beweiset noch kein ganz nüchternes Urtheil, wenn sich dazu nicht auch die Gerechtigkeit und Billigkeit gesellen; denn man kann gar wohl bescheiden, und doch ungerecht seyn, wenn man nähmlich zwar seinen Tadel sehr gelinde und schonend abfaßt, aber doch durch fal-

sche Schlüsse verleitet, etwas der Regierung zur Last legt, was aus einer ganz andern Quelle kommt, die Uebel in der Schilderung vergrößert und sie sowohl gegen das inländische Glück als gegen das ausländische Unglück auf einer falschen Wage abwägt.

Ich erkläre mich näher. Wir sind ungerecht gegen die Regierung, wenn wir ihr ein Uebel zur Last legen, das nicht von ihr, sondern entweder ganz oder großen Theils anderswo herstammet.

Wenn ich diese Art von Ungerechtigkeit gegen die Regierung für sehr möglich, ja für gewöhnlich halte, so finde ich den Grund davon in unserer leidenschaftlichen Uebereilung, verbunden mit der Beschränktheit unserer Einsichten in die innere und wahre Geschichte der Staatsverwaltung.

Was die Uebereilung unseres Urtheiles betrifft, so ist es gewiß, daß sie nothwendig eintreten muß, sobald unser Gemüth nicht ruhig, nicht nüchtern genug ist. Es gibt aber Uebel des Lebens, die so drückend sind, und so unnöthig vorzukommen scheinen, daß wir sie keineswegs für Schickung Gottes, für nothwendige Ereignisse im Laufe der Natur, sondern für die Wirkungen irgend eines menschlichen Fehlgriffes halten. Da kommt eine Theuerung, da müssen

wir gewisse gewohnte Genüsse entbehren, da sollen wir uns mit wenigern Bequemlichkeiten in Kleidung, Wohnung und Nahrung behelfen; diese Dinge bringen uns aus dem Gleichgewichte, wir wollen uns derley nicht gefallen lassen, und weil solche Aufopferungen in anderen Zeiten nicht nothwendig waren, nicht gefordert wurden, so treten wir in der leidenschaftlichen Stimmung auf, wir wollen uns des Verdrußes gegen irgend jemand entledigen, und weil der Zorn verwegen macht, so erheben wir uns mit unserer Anklage so hoch als wir können, hinauf, hinauf bis zu den fürstlichen Räthen, bis zu ihm, zu dem Fürsten selbst. Wir klagen dann in dieser leidenschaftlichen Uebereilung die Regierung über solche Uebel an, die sie weder herbeyrufen, noch wegschaffen konnte; denn wahrlich, wenn wir bey unseren Anklagen auch noch so gelassen, mit noch so wenig Leidenschaft zu Werke gehen, so sind unsere Schlüsse und Anklagen doch noch eitel, weil es eben nicht leicht ist, in die innere Geschichte der Regierung, in ihre Unternehmungen hineinzublicken, die Schwierigkeiten zu erkennen, mit denen Sie kämpft, das größere Uebel zu errathen, um dessentwillen sie das kleinere wählte. Ach! nur zu oft kommt das gute Herz eines Fürsten in die traurige

Nothwendigkeit, wie dort David, zwischen Krieg, Hunger und Pest, oder andere Uebel die nicht erfreulicher sind, zwischen Knechtschaft, Sturz der Religion, Untergang des Staates oder Theuerung zu wählen. Wir, die wir die Regierung tadeln, und mit den Folgen ihrer Unternehmungen unzufrieden sind, würden wir wohl zu etwas Andern gerathen haben, wenn wir in dem geheimsten Rathe des Kaisers gesessen wären, wenn vor uns die Uebeln offen da gelegen hätten, zwischen welchen zu wählen war: vielleicht hätten auch wir gefunden, daß die Uebel, die wir tragen, die gelindesten unter den nothwendigen, unausweichlichen sind, und hätten sie, vielleicht mit blutenden Herzen, aber doch gewählt! Es ist daher unsere Pflicht, um gegen die Regierung nicht ungerecht zu werden, daß wir wohl überlegen, ehe wir das Urtheil schöpfen, dieses oder jenes Uebel könne ein Fehler der Regierung seyn, komme von der ganz freyen Wahl derselben her.

Ich gebe aber zu, daß auch nach der größten Vorsicht im Schließen doch noch Uebel vor unseren Augen bleiben, welche so empfindlich sind, daß wir wünschen müssen, die Regierung, wenn sie auch an der Entstehung der Leiden ganz unschuldig ist, möge

doch nicht unterlassen, sie zu beseitigen. Erlauben wir uns immerhin, die Regierung als einen Arzt zu betrachten, der, wenn er auch an unserer Krankheit unschuldig ist, uns doch heilen soll.

Es wird jedoch die zu jeder Heilung nöthige Geduld sehr befördern, wenn wir die Staatsübeln nie in unserer Unzufriedenheit übertreiben und sie nur so sehen, wie sie wirklich sind. Ich meine hier nicht so sehr jene Uebertreibung, durch die wir kleine Uebel als groß darstellen, sondern eine gewisse, kurzsichtige Vergleichung der Uebel des Vaterlandes mit den Vortheilen des Auslandes. Weil im Auslande nicht unsere Uebel herrschen, so halten wir sie schon für glücklich, und ihre Regierung scheint uns des Vorzuges werth. Wir sehen nichts von den Leiden fremder Völker und deßwegen halten wir uns allein für die Leidenden dieses Jahrhunderts, ja für die Unglücklichsten, für die Bedauernswürdigsten. — O thörichte, ungerechte Ansicht! So könnte in einem Spitale jeder Kranke seinen Nachbar gesund heißen, sobald er nur nicht dieselbe Krankheit hat, oder sobald die Krankheit nicht gerade sich auf dieselbe Art äußert. Weil es benachbarte Staaten gibt, wo noch mehr klingende Münze im gemeinen Umlaufe ist als bey uns, sind

sie deßwegen ein irdisches Paradies? Können sie von ihrem Golde und Silber essen, wenn Gott die Himmel verschließt und den Feldern seinen Segen entzieht. Finden in jenen vermeintlich glücklichen Landen die Menschen auch immer leicht Gelegenheit, das so gewünschte, so beneidete Silbergeld zu verdienen, ohne welches sie nichts kaufen können? — Dringen nicht auch aus jenen von uns beneideten Landen die lauten Klagen über Verfall der Gewerbe, Stockung des Handels, Mangel an Verdienst zu uns herüber? Deutet dieses alles nicht auf die große Wahrheit, daß die Vorsehung öfters nicht bloß die Anstalten eines Volkes, sondern eines ganzes Welttheiles die Feuerprobe bestehen läßt; daß sie nicht uns allein, daß sie Europa und durch den Einfluß dieses Welttheiles auch die übrigen, die alte und die neue Welt in unserm Zeitalter geprüfet hat und noch prüfet. Bey diesen so allgemeinen Unruhen, Veränderungen, Herrscherwechsel, Kriegslärm entfernter Länder, verdient das Glück keinen neuen und fremden uns nicht angebornen Herrn dienen zu müssen, verdient der Friede, der mit seiner Segnung über unser Land lächelt, keine dankbare, keine beruhigende, keine mit den Uebeln aussöhnende Erinnerung? — O, seyen wir gerecht, g. Z.!

Setzen wir uns und unsere Regierung nicht selbst herab, indem wir im Auslande lauter Segen, bey uns lauter Unglück zu entdecken wähnen. Ueberall ist Licht und Schatten, überall ist ein Gleichgewicht des Guten und Ueblen. Ueberall, um mit dem Psalm zu reden, währt des Menschen Leben 70, wenn es hoch kommt 80 Jahre und worauf sie stolz sind, ist Arbeit und Mühe.

Doch ich errathe den Einwurf, der Ihnen auf den Lippen schwebt. Es ist ein leidiger, ein sclavischer Trost können Sie sagen, daß wir Gefährten unserer Leiden haben? — Was nützt es, daß wir nicht allein leiden, wir leiden doch? — Und mit allen schönen Worten wird das Brot nicht größer, der Wein nicht wohlfeiler, der Verdienst nicht leichter, das Papiergeld nicht zu Silber und Gold. — Ja, ohne Widerrede. Sie haben Recht, vollkommen Recht! — Was ist also zu thun? — Wo ist Hülfe zu suchen? — Ich sage bey Gott, dem König der Könige, bey ihm, bey welchem nichts unmöglich ist; davon im

II. Theil.

Obschon wir billig die größte und bedeutendste Hülfe nur von Gott und seiner Allmacht erwarten

können, so schließt diese Hoffnung keineswegs die Werthschätzung und Anwendung der irdischen Abhülfsmittel aus. Im Gegentheile das Bewußtseyn, alle in unserer Macht stehenden Mittel versucht zu haben, gibt uns erst den wahren Muth, zum Himmel hinauf zu blicken und von ihm entweder den Segen unserer eigenen Anstalten, oder eine außerordentliche, himmlische, von uns nicht zu bestimmende Abhülfe zu erflehen. Ueberhaupt sind thätige Mitwirkung und ernste Verfassung der Seele immer geziemend, so oft wir uns an die Allmacht wenden.

Was nun die thätige Mitwirkung zur Abwendung der Staatsübel anlangt, so fordert das allgemeine Beste eben so wenig, daß wir uns alle mit Plänen und Vorschlägen über die Finanzen und Wohlfeilheit abgeben, als es jemahls von uns gefordert wird, daß wir zur Zeit des Krieges alle unsere Geschäfte verlassen und ein jeder den Feldherrn überlaufen, ihm Vorschläge zum Angriffe, zur Schlacht überreichen soll. Nicht daß wir treiben, was wir nicht verstehen, nicht daß wir dem Fürsten regieren helfen, fordert das allgemeine Beste, sondern daß wir ein jeder unsere Standespflicht mit Nachdruck erfüllen, den Fürsten in seinen Absichten unterstützen, und sie,

so weit es von uns abhängt, wirklich ausführen. Ja es gibt eine erlaubte, eine ehrbare Art zur Abwendung der Staatsübel selbst beyzutragen; eine solche Art, bey welcher wir nicht die Schranken unseres Standes verlassen, uns nicht den Fürsten gleich stellen, sondern bescheiden auf unserem angewiesenen Platze verharren. Diese Art, die in den Augen Gottes gewiß sehr verdienstlich ist, die uns seines Beystandes versichert, besteht besonders darin, daß wir nach unseren Kräften die Summe der Leiden unseren Mitbürgern vermindern und die sittlichen Fehler, die entweder Grund oder Folge der Staatsübel sind, ganz vermeiden und verschwören.

Es ist bekannt, daß unser Gebeth nie eigennützig und selbstisch seyn dürfe, sondern sich über unsern Nächsten ausbreiten müsse. Wir bitten zu Gott: Erlöse u n s von dem Uebel! — Wenn ich nun meine Mitbürger mit den Uebeln ringen sehe, um deren Abwendung ich zu Gott bitte. — Wenn ich den Armen hungern, frieren, ohne Wohnung sehe, womit anders kann ich die göttliche Barmherzigkeit bewegen, sich der Vielen zu erbarmen, und allen zu helfen, als wenn ich nach meinen Kräften einigen wenigen — und wäre es auch nur Einem — in seiner Noth helfe. Wohlthä-

tigkeit gegen jene, welche das Unglück des Staates mehr trifft als uns, dieß ist eine schöne Mitwirkung mit dem Plane der Gottheit.

Es ist aber, ach! bekannt, daß die sittlichen Uebel der Wirksamkeit des Gebethes entgegenstehen, und daß die Sünde wie ein widriger Wind den Opferrauch herabdrückt und ihn nicht bis zu dem Throne des heiligen Vaters emporsteigen läßt. Denn der Herr achtet auf die Frommen, spricht der heil. Apostel Petrus, und erhört ihr Gebeth. Aber auf die, die Böses thun, sieht er mit Mißfallen. Lassen Sie mich hier besonders auf jene sittliche Uebel hindeuten, die mit dem Staatsübel in einem engen Zusammenhange stehen, sey es nun das eines der Grund oder die Folge von dem andern ist. Es bleibt eine unfruchtbare und entbehrliche Untersuchung, ob wir so weichlich, hartherzig, gewinnsüchtig, verwegen im Reden, ohne Achtung gegen die Obern sind, weil die Uebel, über welche wir uns beklagen, uns heimsuchten, oder ob diese Uebel über uns gekommen sind, weil wir uns gegen uns selbst verweichlicht, gegen den Nächsten verhärtet haben, dem Gewinnste nachjagen, unsere Worte nie wägen, die öffentliche Ordnung nicht genug ehren. Genug, daß

diese sittlichen Fehler unserm Gebethe um Abhülfe sehr schädlich sind, und uns um die Erfüllung unserer Wünsche bringen. — Also, wenn uns von Gott geholfen werden soll, weg mit allen Sünden, von denen die schlechten Zeiten herbeygeführt werden, oder wozu die schlechten Zeiten uns verführen. Weg mit Untreue, Geitz, Entfremdung unter jedem Nahmen, weg mit Murren gegen Obrigkeiten, weg mit allem, was unrein ist, damit der heilige Gott, ohne seine Natur zu verändern, uns nach seiner Barmherzigkeit erhöre; daß er die Ruthe von uns hinwegnehme, uns wieder mit dem alten Segen beglücke! — Daß er, wie die heilige Schrift sagt, zu uns sage: Ich will in ihnen wohnen und wandeln, und ich will ihr Gott seyn und sie sollen mein Volk seyn. — Darum sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret das Unreine nicht an, so will ich euch aufnehmen, ich will euer Vater seyn und ihr werdet meine Söhne und Töchter seyn, spricht der Herr, der mächtige Beherrscher aller Dinge.

Diese Worte, die wir in dem II. Briefe des heiligen Paulus an die Corinther lesen, geben uns

ein so zärtliches Bild von den Verhältnissen einer frommen und wohlgesinnten Nation gegen den Schöpfer. Was hindert uns auf diesen mächtigen, gütigen Vater zu vertrauen, uns seinem Schutze zu empfehlen, von ihm Hülfe zu verlangen? Warum wenden wir nicht unsere Augen nach oben, warum rufen wir nicht zu ihm, der uns durch Jesum versprach, uns zu erhören, wenn wir bitten, aufzuthun, wenn wir anklopfen. Ach! daß bey so vielen, welche über die Uebel des Staates, über die allgemeinen Leiden so keck, so bitter die Regierung tadeln, nicht jene ernste Stimmung vorhanden ist, ohne welche unser Gebeth zum Frevel wird. Denn einmahl ist der Tadel der Regierung meistens in einem Ton abgefaßt, welcher deutlich zeugt, daß uns die Gelegenheit witzig und stechend zu seyn, mehr ergötzt, als die Schilderung der öffentlichen Uebel unser Herz rührt, und überdieß rennen alle, die es nur einiger Massen thun können, dem Lebensgenusse so begierig nach, suchen sich bloß durch Zerstreuung zu trösten, so daß ihr Herz unmöglich in der Stimmung seyn kann mit Vertrauen, mit Hoffnung, mit Zuversicht die göttliche Hülfe anzuflehen. — Wenn die Uebel so groß sind, wie wir klagen, wie kommt es, daß wir nicht

wie die Einwohner von Ninive in Sack und Asche einhergehen, fasten, bethen, Busse thun, sondern vielmehr wie die Menschen vor der Sündfluth nur noch eitler, lüsterner, leichtsinniger, unbesonnener, irdischer gesinnt, und der Zerstreuung bedürftiger werden! — Nicht zu den Armen, Beschränkten, Hülflosen spreche ich itzt, die nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen, wie sie ihre Kinder ernähren, kleiden, wie sie die eintretenden Winter übertragen werden! — Von diesen dürfen wir wohl glauben, daß sie ihre Hände falten, daß sie dankbar die Güte Gottes in der noch immer gelinden Luft erkennen, die uns in einem schon zum Winter gehörigen Monathe umgibt, — daß sie, getröstet durch dieses ein Unterpfand der göttlichen Gnade mit Vertrauen die Abhülfe aller übrigen Uebel von Gott erflehen werden! — Nein! zu diesen rede ich nicht. — Aber wohl zu Euch, die Ihr in einem Grade von Wohlhabenheit lebet, die euch gegen die Wirkung dieser Zeiten größtentheils schützt! Zu Euch, die Ihr euch zwar schon manches Ueberflüssige aber noch nichts Nothwendiges habet versagen müssen! Ja, auch Euch steht das Gebeth zu Gott wohl zu! — Viel besser als eure unbesonnenen Reden, viel besser als euer absprechendes Wesen,

viel besser, als eure unanständigen Worte, mit denen ihr nur rechtmäßige Regierungen herabzusetzen suchet, viel besser als eine lieblose Gleichgültigkeit gegen die Lage der Aermeren.

Auch ihr sollet bethen, damit das Uebel nicht ärger werde, damit nicht auch ihr bis zu dem Zustande jener Elenden herabsinket, gegen die ihr so gleichgültig seyd! damit nicht auch ihr den Jammer der Armuth, des Schmerzens, der Kälte, die Schande der Nacktheit und der Lieblosigkeit der Menschen erfahrt! — Auch ihr sollet bethen, damit Gott euch in eurem Glücke und Wohlstande erhalte, damit ihr nicht nur selbst mit allen Nothwendigen versehen seyd, sondern auch die so menschliche, so edle Freude empfindet, eure Mitbrüder in Vergnügen, in Zufriedenheit zu erblicken, damit auch andere ihre Kinder ehrbar kleiden, gesund nähren und zu braven Bürgern des Staates erziehen können! —

Alle, alle sollen bethen, — zuvörderst bethen! damit Gott dasjenige thue, was wir, die wir zur Regierung des Staates nicht berufen sind, mit allen unseren Reden und Bemerkungen nicht zu Stande bringen werden! damit Gott diejenigen, die an dem Ruder des Staates sitzen oder denen der Fürst sein Ver-

trauen schenkt, erleuchte, sie die rechten Mittel finden und ergreifen lasse; Er, der Allmächtige, der Herr der Herrschaaren, der den Israeliten, so oft sie die Abgötterey vermieden und seine Gesetze beobachteten, sich an ihn wandten und an ihn hielten, Richter, Heerführer, Könige und Propheten gab, die das Beste des Landes beförderten, — Er, der uns und unseren Voraltern so große, weise und edle Staatsmänner und Helden schickte, — der unsere Monarchie schon aus so vielen Gefahren errettet hat, — Er, der einer vielgeliebten und großen Maria Theresia das Erbtheil ihrer Väter gegen so viel vereinigte Feinde erhielt, Er wird auch Ihren gütigen Enkel Franz nicht ohne weise und redliche Rathgeber lassen, die ihm helfen, das auszuführen, dessen Wunsch gewiß tief in seinem wohlwollenden Herzen gegraben ist.

Auf diese Art, in diesem Sinne sollen wir die große Hülfe, die bedeutendste Hülfe bey Gott suchen, wenn wir die Versuchung zur Unzufriedenheit als Christen zu bekämpfen bereit sind.

Viel zu wichtig dünkt mir der Gegenstand, über den ich heut zu ihnen gesprochen und doch zu leicht dem Mißverstande ausgesetzt, als daß ich nicht zum Schlusse die Hauptpuncte meiner Rede wiederhohlen

sollte. — Ich habe sie vor einer unchristlichen und sündhaften Unzufriedenheit mit der Regierung bewahren wollen, zu dem Ende habe ich Sie ernstlich zu einem nüchternen Urthheil aufgemuntert. Diese Nüchternheit des Urtheiles über Staatssachen bestehet vor allem in der Bescheidenheit, die uns verbiethet als förmliche Richter oder Kläger gegen Kaiser und König aufzutreten, und die sich auf das Bewußtseyn eigner Fehler gründet. Hierzu kommt die Gerechtigkeit des Urtheiles, die nicht leidet, daß wir mit Uebereilung die Regierung über etwas anklagen, woran sie nicht Schuld seyn kann oder zu dessen Beurtheilung wir zu wenig Einsichten haben. Diese Gerechtigkeit will auch, daß wir bey der Vergleichung der Uebel unseres Landes mit dem Zustande anderer Völker nicht thörichte Schlüsse bilden, und bey uns eben so sehr das Böse mit dem Guten abwägen als wir es bey Beurtheilung des Auslandes zu thun Ursache haben. Bey einer so nüchternen, vernünftigen Beurtheilung werden zwar die wirklichen Uebel des Landes nicht von selbst verschwinden, darum wenden wir uns mit Vertrauen zu Gott dem Allmächtigen, aber mit solch einer Gesinnung, mit solch einer Stimmung, die uns die Erhörung hoffen läßt. Wir wollen zu dem

Ende die Leiden unserer Mitbürger lindern, so weit unsere Kräfte reichen, — wir wollen die Sünden, vor allen aber jene ablegen, die mit den Uebeln der Zeit und des Staates im ersten Zusammenhange stehen. Wir wollen den Gegenstand unserer Unzufriedenheit nie als bloße Gelegenheit zum Spiele des Witzes, sondern als Sache der Menschheit, hiermit als Gegenstand der Religion betrachten und sowohl aus Erkenntniß unserer eigenen Bedürfnisse, als aus Theilnahme an den Zustand des Nächsten, Gott mit allem Vertrauen, mit allem Nachdrucke aus ganzen Herzen anrufen, damit er uns und den Nächsten erhöre, und jedem gebe, was der genügsame Wunsch eines christlichen Herzens zu bitten sich erkühnen darf. — Also nicht geschmeichelt habe ich weder den Machthabern noch ihnen, g. Z. — Nicht Staatskunst, sondern Christenthum habe ich ihnen gepredigt! — Und wenn ihr Urtheil sich zur Mäßigung herabstimmt, wenn sie Ihre Hoffnung in Gott, dem großen Gott, finden, so ist mein Wunsch erreicht.

Sie werden also in Zukunft als christliche Bürger über die Uebeln des Staates mit Bescheidenheit, Gerechtigkeit urtheilen. Sie werden an dem Urtheile darüber nie mehr Antheil nehmen, als Ihnen Ihr

Stand, Ihre Einsichten, Ihre Rechte erlauben. Sie werden noch viel mehr als bey Menschen, bey Gott die Abhülfe unserer Lasten suchen und sich der Erhörung Ihres Gebethes durch Theilnahme an den Leiden des Nächsten, durch Vermeidung der herrschenden Sünde und durch eine edle, ernste Ansicht der Lage des Vaterlandes würdig machen.

Mit solchen Gesinnungen erfüllet, wird besonders der fromme Oesterreicher in sich einen Zuwachs an Hoffnung und guten Aussichten wahrnehmen, wenn er sich heut der dankbaren Erinnerung an den glorreichen Regenten, den heiligen Leopold und seiner Zeiten überläßt. —

Nun ist er, der Heilige, der zeitlichen Sorgen ledig und frey, und, weil er auf Erden über weniges getreu war, ist er dort über zehn Städte gesetzt. Ach, wir Bürger und Unterthanen, wenn wir mit unserem Pfunde also wuchern, wie er that, können zu gleicher Glorie gelangen. Einst wird das alles überstanden seyn, was uns itzt ängstigt, bekämpfet, beunruhiget. Wohl uns, wenn wir dieses Ungemach zu einer Stuffe in das Himmelreich zu machen gewußt haben! Dort ist jener Heilige nun, aber er, sein reiner Geist vergißt keines-

wegs des Landes, in welchem er einst als Muster der Frömmigkeit herrschte und in welchem auch Denkmähler seines in die Zukunft strebenden Willens vorhanden sind! — Unser Glück ist seine Freude, unsere Leiden sind ihm Grund, bey dem Allmächtigen fürzubitten. Seine Fürbitte muß für uns so ermunternd, so tröstlich seyn, daß wit mit Vertrauen uns an ihn unsern Fürsprecher und Schutzgeist anschließen und mit dem Priester am Altare zugleich also bethen wollen:

O Gott, der du den heiligen Leopold von den Sorgen der Welt zur ewigen, himmlischen Glorie übersetzet hast: wir bitten dich, verleihe uns, also das Zeitliche zu durchschreiten, damit wir den Antheil des Ewigen Lebens verdienen. Durch unsern Herrn Jesum Christum, deinen Sohn, der mit dir lebet und regieret in Ewigkeit des heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Nach Seite.

I. Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn? (Gehalten in Gegenwart Allerhöchster Herrschaften zu Wien in der Pfarrkirche zu Maria Hülf, bey Gelegenheit der, zur Erflehung des Segens für unsere Waffen, den 19. April 1815 feyerlich dahin angestellten Prozession X

II. Das Gebeth im Allgemeinen Anliegen der Christenheit. (Umschrieben in Bezug auf die Zeitumstände) 24

III. Die christliche Vaterlandsliebe 45

IV. Die Pflicht der Fürsprache . . . . . , . . 70

V. Die Hoffnungen des christlichen Bürgers . . 94

VI. Das christliche Verhältniß der Hohen und Niedern gegen einander. Gehalten bey einer von Sr. Hochfürstl. Gnaden, dem Herrn Fürst-Erzbischof von Wien verrichteten Fußwaschung am Gründonnerstag 1815 118

VII. Häusliche, ... 140

VIII. Bürgerliche, ... 166

IX. Religiöse Eintracht 187

X. Der falsche Aufklärer, geschildert nach der Versuchungsgeschichte des Heilandes 214

XI. Häusliche Religiosität 242

XII. Der Christ als bescheidener und billiger Beurtheiler der Regierung 283

Bayerische Staatsbibliothek München

[illegible]

[illegible] 1815

VII. [illegible]

VIII. [illegible]

IX. [illegible]

X. [illegible]

XI. [illegible]

XII. [illegible]

SCHWERSTBESCHÄDIGTEN
ARBEITSFÜRSORGE E.V.
8 MÜNCHEN
OPOLDSTR. 155 TE

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Khuenl, Jakob Rudolph

Christlich-patriotische Reden zur Bekämpfung des bösen und Stärkung des guten Zeitgeistes

Wien 1815

Hom. 2073 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10464201-3